

## Die Schweizreise des Straßburger Theologiestudenten Peter Daniel Bender im Jahr 1813

Am 2. September 1813 trat der 20-jährige Peter Daniel Bender in Straßburg zu einer Fußwanderung durch die Schweiz an. Über diese Reise führte er penibel genau Tagebuch, dem zu entnehmen ist, dass er nach einer Marschzeit von genau 193,5 Stunden am 26. September in Tübingen eintraf.

Biografische Angaben zu Bender verdanken sich der erhaltenen Grabansprache von 1823 sowie dem gedruckten Nekrolog.<sup>1</sup> Er wurde am 9. April 1793 auf dem Hüttenwerk Kall bei Gemünd in der Eifel geboren. 1799 zog die Familie nach Düren, wo er 1808 von dem Prediger Johann Königsfeld konfirmiert wurde. Dieser förderte den begabten Jungen nach Kräften, der im Herbst 1811 das Studium der evangelischen Theologie in Straßburg aufnahm. Nach der Rückkehr von der Schweiz Ende September 1813 weilte er nur kurz in Tübingen, da ihn die französische Verwaltung auf das linke Rheinufer zurückbeordnete. Nach bestandenem Examen schloss er sich im Frühjahr 1815 als Freiwilliger dem 1. Pommerschen Infanterieregiment an und nahm im Juni des Jahres an den Schlachten von Ligny und Waterloo teil. Bis Dezember arbeitete er dann im Stab des preußischen Generals Ernst Ludwig von Tippelskirch mit, wo sich ihm seine fließende Beherrschung der französischen Sprache als hilfreich erwies.<sup>2</sup>

1816 erhielt er seine erste Berufung ins Pfarramt nach Roetgen. Seine dort verfassten „Reformations-Gesänge“ stießen auf die Missbilligung der preußischen Regierung zu Aachen, die einige Textpassagen einer Zensur unterwerfen wollte.<sup>3</sup> Benders selbstbewusste Repliken an diese Behörde hatten keine negativen Folgen für ihn, da ihn das reformierte Lokalkonsistorium Stolberg in Schutz nahm. 1820 wurde Bender in Burtscheid zum Pfarrer gewählt, das er bereits im Jahr darauf zu Gunsten der Gemeinde Wermelskirchen verließ. Dort heiratete er Maria Magdalena Pönsgen aus Hellenthal, 1822 wurde die Tochter Bertha geboren. Plötzlich und unerwartet verstarb er mit gerade 30 Jahren am 21. Oktober 1823.

Benders Motivation für die Reise ist zweifach gegründet. Zum einen erreicht um 1800 die Literaturgattung des Reiseberichtes einen Höhepunkt an Produktivität und Publikumsrezeption. Dabei verbinden sich autobiografische Elemente mit dem Anspruch auf kulturgeschichtliche Belehrung. Den großen Vorbildern wie Karl Philipp Moritz, Johann Gottfried Seume oder Friederike Brun eifern nun auch zahlreiche unbekannte Reisende nach, deren Texte sich oft nur zufällig erhalten haben.<sup>4</sup>

Zum anderen huldigt Bender einem sehr aktuellen und politisch fundierten Literaturtourismus: Friedrich Schillers „Wilhelm Tell“ hatte 1804 seine Uraufführung erlebt und avancierte spätestens im Kontext der Befreiungskriege seit Frühjahr 1813 zu einer Art Bekenntnistext gegen die napoleonische Herrschaft. In den studentischen Zirkeln der Universität Straßburg, in

---

<sup>1</sup> AEKR Düsseldorf, 8SL 063 (Slg. Denhardt), Nr. 25. Friedrich August Schmidt (Hg.): Neuer Nekrolog der Deutschen: Erster Jahrgang 1823, Ilmenau 1824, 877-879.

<sup>2</sup> An Auszeichnungen erhielt Bender neben dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse auch das russische Georgskreuz.

<sup>3</sup> Alle Texte in der Personalakte Benders: AEKR Düsseldorf 3MB 003 (Kirchenkreis Aachen), C 179. Die inkriminierten Stellen bezogen sich meist auf Metaphern wie „Finsternis“ oder „Irrtum“ mit Bezug auf die mittelalterliche katholische Kirche. Die Regierung monierte den „durchaus ungeziemenden Ton“ der Antwort Benders und vor allem seine Ankündigung, die Texte in seiner Gemeinde unverändert weiter singen zu lassen.

<sup>4</sup> Vgl. Peter Brenner (Hg.), Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt a.M. 1989. 1792-93 erschienen die „Reisen eines Deutschen in Italien“ von Moritz, Seumes „Spaziergang nach Syrakus“ erschien 1803, Bruns „Episoden aus Reisen...“ 1809.

denen sich Bender 1812/13 zweifellos bewegte, ist die Begeisterung für Schillers Stück gut belegt.<sup>5</sup> Folgerichtig erlebt der junge Theologiestudent den Besuch der Rütli-Wiese als Wallfahrt zu einer Stätte der Freiheit.<sup>6</sup>

Bender wandert zunächst von Straßburg über Colmar nach Basel. „Auf freiem schweizerischen Boden“ geht es weiter über den Col de Pierre Pertuis zum Bieler See, wo er auf den Spuren von Rousseau wandelt. Am Neuenburger See besucht er Pestalozzi in seinem Internat. Vom Genfer See aus wendet er sich nach Norden Richtung Bern. Über Interlaken und den Vierwaldstätter See erreicht er dann nach einem letzten Blick auf den Schaffhausener Rheinfall seinen neuen Studienort Tübingen. Benders Einträge zeugen von einer präzisen Beobachtungsgabe für die Menschen und die Landschaft. Der gerade Zwanzigjährige ist schier überwältigt von der Erhabenheit der Natur, womit er natürlich auch ein literarisches Kind seiner Zeit ist.<sup>7</sup> Heftig hadert er im Verlauf der Wanderung mit sich selbst ob seiner Illusionen über ein „Land der heiteren und unverdorbenen Unschuld“.

Sein Reisetagebuch ist in einer Abschrift von ca. 1850 erhalten und umfasst 151 Seiten im Oktavformat.<sup>8</sup> Ein Auszug im Umfang von etwa einem Fünftel des Gesamttextes wurde erstmals 2013 publiziert.<sup>9</sup> Hier wird nun erstmals die vollständige kommentierte Transkription online gestellt.

---

<sup>5</sup> Joseph Bordmann/ Otto Imgart, Straßburger Studentenleben zur Zeit des ersten Kaiserreichs. In: Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung 15 (1938), 217-261, hier 243. Zu der Wirkungsgeschichte des Stücks vgl. allgemein Barbara Piatti, Tells Theater. Eine Kulturgeschichte in fünf Akten zu Friedrich Schillers Wilhelm Tell. Basel 2004.

<sup>6</sup> s. u. Eintrag zum 20. September. In der Schweiz selbst erwirbt das Rütli erst seit ca. 1860 den Rang einer nationalen Kultstätte.

<sup>7</sup> S. hierzu Erdmut Jost, Landschaftsblick und Landschaftsbild. Wahrnehmung und Ästhetik im Reisebericht 1780-1820. Freiburg/Br. – Berlin 2006

<sup>8</sup> AEKR Düsseldorf, 8SL 063 (Slg. Denhardt), Nr. 21. Der Einband stammt aus der Lebenszeit Benders, wie aus der Aufschrift hervorgeht: „Dieses Buch gehöret den Geschwistern Bender in Düren. Geschrieben von Peter Bender im Jahr 1805. Alles ist an Gottes Segen und seiner Gnad gelegen.“

<sup>9</sup> Stefan Flesch, Naturbegeisterung und Freiheitsrausch – Die Schweizreise des Straßburger Theologiestudenten Peter Daniel Bender im Jahr 1813. In: Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes 62 (2013), 145-166 (online)

„Dieses Buch gehöret den Geschwistern Bender in Düren. Geschrieben von Peter Bender im Jahr 1805. Alles ist an Gottes Segen und seiner Gnad gelegen.“

Abschrift des Tagebuchs von Peter Bender aus Düren, geboren den 9ten April 1793, gestorben als evangelischer Pfarrer zu Wermelskirchen den 21. Oktober 1823

### **Reise von Straßburg durch die Schweiz und nach Tübingen vom 2ten bis zum 26ten September 1813**

Abschrift und weitere Ausführung des Tagebuchs

Tagesmärsche (Stunden)

den 2. von Straßburg nach Kästenholz (Chatenois)	10
den 3. nach Markirch (Sainte Marie aux mines)	4
den 4. nach Ensisheim	12
den 5. nach Basel	9
den 6. nach Oesch	2
den 7. nach Court	10
den 8. nach Biel	6
den 9. nach Neufchatel	8
den 10. nach Yverdun (Ifferten)	7
den 11. über Lausanne nach St. Saphorin	10
den 12. über Vevay und Moudon nach Payerne (Peterlingen)	11
den 13. nach Bern	9
den 14. Aufenthalt in Bern	-
den 15. nach Leissigen	9,5
den 16. nach Lauterbrunnen	5
den 17. über die Lauterbrunner Scheideck nach Grindelwald	7
den 18. über die Grindelwalder Scheideck nach Meyeringen	8
den 19. über den Brünig und den Alpsee nach Stanz	10
den 20. nach Rothenthurm	10
den 21. nach Stäfa, einen Irrweg mitgerechnet	9
den 22. nach Zürich	4
den 23. nach Schaffhausen	9
den 24. nach Tuttlingen	8
den 25. nach Balingen	8
den 26. nach Tübingen	8
zusammen	193,5 Stunden

(3) Ich hatte mich entschlossen, Straßburg zu verlassen und mein Studium in Tübingen fortzusetzen. Da ich also dazu eine Reise zu machen hatte, so trug dies noch dazu bei, mich zu der Ausführung und Erfüllung meines Wunsches, die Schweiz zu bereisen, vollends zu bewegen. Daher suchte ich mich den ganzen Sommer hindurch zu dieser Reise vorzubereiten und sah mich vor allen Dingen nach einem oder zwei Reisegefährten um. Ich fand auch bald einen in meinem Freunde Esch<sup>1</sup> von Vluyt und wir beschloßen daher, die Reise in der Vakanz gemeinschaftlich anzutreten. Dieser Plan wurde aber durch eine Krankheit vereitelt, welche Esch auszustehen hatte. (4) Denn da er, dadurch verhindert, den größten Teil des Sommers nicht hatte benutzen können, so trat er nach seiner Genesung schon einen Monat vor der Vakanz mit zwei Tübinger Studenten, Meyer<sup>2</sup> und van Velsen<sup>3</sup>, die Reise an. Bald darauf bot sich mir Hafner<sup>4</sup> zum Reisegefährten an, mit dem ich mich nun wacker dazu vorbereitete. Ich lehnte von einem Freunde Ebels Anleitung<sup>5</sup> die Schweiz zu bereisen, woraus ich einen Plan zog, und mir alles, was auf diesem, nach dem Plan gemachten und vorgezeichneten Wege, Merkwürdiges vorkam, schriftlich bemerkte. Dies setzte mich also schon im Voraus mit allen zu bereisenden Dörfern und Städten, Gegenden und Ländern, mit allen Aussichten und Schönheiten, mit den Menschen und ihren Lebensarten, mit den Wegen und besten Wirtshäusern und überhaupt mit allen Merkwürdigkeiten in Bekanntschaft. Unter diesen und anderen Vorbereitungen rückten die Ferien allmählich heran und unser Verlangen stieg immer höher, je näher wir der erwünschten Abreise kamen. Allein als wir jetzt nur noch zwei Tage vor uns hatten, bekam Hafner einen unerwarteten Brief, der ihm wegen der Conskription, zu unserem beiderseitigen großen Verdrusse, die Reise verbot. Hafner sah nun dadurch auf einmal eine unübersteigliche Grenzlinie zwischen ihm und der Schweiz gezogen und er (5) konnte nichts anderes tun, als sich dessen begeben; allein ich sah mich nicht minder in Verlegenheit gesetzt. Ich hatte keine Hoffnung, in Straßburg einen anderen Reisegefährten zu finden, der nach meinem Sinn gewesen wäre, und mit dem ersten Besten mochte ich auch nicht reisen; es schien mir auch zu bedenklich, die Reise allein zu machen, weil man alle Begebnisse, auch durch das beste Fernrohr, nicht voraussehen kann.

So befand ich mich nun in einem peinlichen Zustande der Unschlüssigkeit, und da, wie man wohl weiß, guter Rat teuer ist, so mochte ich mein Reisegeld auch nicht dazu hingeben, um den teuren Rat zu kaufen, da mir niemand umsonst gut zu raten wusste. So war ich bald entschlossen, die so sehnlichst erwünschte Reise gänzlich daran zu geben, bald allein zu reisen, bald abzuwarten, ob sich nicht einer fände. Dabei war mir nun so zumute, wie einem zumute ist, wenn man nicht weiß, was man anfangen soll. Das gänzliche Darangeben der Reise kam mir noch schmerzlicher vor, als wenn man einem Kinde all sein Spielzeug wegnimmt, denn das Spielzeug kann wohl einmal wieder kommen, allein eine gute Gelegenheit stellt sich selten zum zweiten Male ein, und jedesmal machte ich ein saures Gesicht, so oft ich daran dachte. Das Alleinreisen stellte mir auch viele Spitzzen entgegen und ich fand überall Haken; das Abwarten, ein Wort ohne allen Trost, besagte mir (6) auch nicht, denn die kostbare Zeit und Gelegenheit wäre darüber verloren gegangen und ich wäre am Ende beim Abwarten sitzen

---

<sup>1</sup> Heinrich Esch (1793-1874), Studium in Duisburg, Straßburg (1812) und Tübingen (1813), 1815 Militärdienst bei der Landwehr, seit 1828 Pfarrer in Budberg

<sup>2</sup> Wahrscheinlich Johann Heinrich Wilhelm Elisa Mayer (1795-1852), später Pfarrer in der Pfalz (Biundo 3382). Vgl. Joseph Bordmann/ Otto Imgart: Straßburger Studentenleben zur Zeit des ersten Kaiserreichs, in: Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung 15 (1938), 218-261, hier 253.

<sup>3</sup> Engelbert van Velsen (1793-1868), Studium in Duisburg (1811) und Tübingen (1812-13), 1813 und 1815 Kriegsfreiwilliger, seit 1817 Pfarrer in Unna

<sup>4</sup> Stephan Rudolf Hafner (1793-1877), geboren auf Norderney, später Superintendent in Wittmund. Gemäß Bordmann/Imgart, 258 war Hafner Mitglied der Straßburger Studentenverbindung Frisia.

<sup>5</sup> Johann Gottfried Ebel (1764-1830) verfasste 1792 die „Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen“. Dieses erste Reisehandbuch für die Schweiz erschien bis 1843 in acht Auflagen.

geblieben, wer weiß wie lange? Auch traue ich der Zeit nicht viel, und sehe mich immer schlecht erbaut und getröstet, wenn ich sagen muss: „die Zeit wird´s lehren“, dazu bin ich einem kurz und gut überlegten, schnell gefassten Entschluss nicht abhold und bin kein Freund des Zögerns und Schleppens. Gut, wenn der Lebensfaden lang wird, allein er wird auch wohl einmal abgeschnitten, wenn er noch kurz ist; deswegen traue ich den schelmischen Parzen nicht viel, weil das Schneiden bequemer ist und ihnen wohl besser besagen mag als das Spinnen. Man hat wohl, laut meinem Stammbuch, den Parzen den Wunsch zugeschickt: „Spinne langsam, Parze! Denn er ist mein Freund!“ Allein damit bin ich höchst unzufrieden, und möchte viel lieber der Spinnparze, wenn ich sie zu finden wüsste, zurufen: Spinne frisch drauf los, alte Jungfer Lachesis, damit nur der Faden recht lang wird, und es auch der Mühe wert ist, und solche träge, langsame, dickgesponnene, pomadige Fäden, spinne denen, die andern so etwas wünschen.-

So quälte ich mich, bis ich endlich, des langen Ratschlagens müde, mir vornahm, in Zeit von einer halben Stunde den einen oder den andern Entschluss gefasst zu haben. Kaum hatte ich mir dies vorgenommen, so (7) so klang es in meinem Kopfe und in meinen Ohren: Jetzt oder niemals! Jetzt! antwortete ich rasch, der Entschluss war gefasst und die Unruhe hatte ein Ende. Also allein wollte ich reisen und freute mich nun darauf eben so sehr, als ich mich vorher auf die Gesellschaft gefreut hatte; denn sobald ich den Entschluss gefasst hatte, dachte ich an keine Bedenklichkeiten mehr. Ich hatte schon zuvor meine Sachen eingepackt und einem Spediteur übergeben, und hatte nun nichts weiter zu tun, von Wenigen Abschied zu nehmen und mit Vielen einen Abschiedscommercium zu feiern; bei diesem Abschiedscommercium konnte ich mich der Rührung nicht erwehren, als mir das feierliche Abschiedslied „Bruder, auf dein Wohlergehen“ gesungen wurde, und so kam ich sehr gerührt nach Hause. So war ich denn nun zur Reise bereit und erwartete nur noch den folgenden Morgen, um Straßburg zu verlassen und der Schweiz, dem schönsten Lande Europas, zuzuwandern. Meine Equipage war folgendermaßen beschaffen:

Ich trug einen alten grauen kurzen Unterrock, der vielleicht auch als Erbsensieb hätte benutzt werden können, eine sehr weite Pumphose von grauem Sommerzeuge, eine schwarz samtene Kappe, nach der damaligen Studentenmode, schwarz wollene Gamaschen unter der Hose und schwere rinderlederne Schnürschuhe, deren jeder mit achtzig Nägeln beschlagen war. In einem Ranzen von grünem Wachstuche trug ich auf dem Rücken (8) zwei Hemden, zwei Paar Strümpfe, ein Paar Schuhe, ein Schnupftuch, ein Halstuch, einen alten leinernen Lappen zum Notbehelf wundgegangener Füße, eine Karte von der Schweiz und Näh- und Schreibzeug. An meiner linken Seite hing an einem grünen Bande, welches über die Schulter ging, eine Strohflechte mit Kirschwasser, und meine Rechte führte meinen Leibknüppel, den Ziegenhainer<sup>6</sup>. In meiner Brusttasche trug ich einen ledernen Trinkbecher, ein notwendiges Gerät der Reisenden in der Schweiz. Also ausgestattet trat ich meine Reise an. –

## Tagebuch

Kästenholz<sup>7</sup> (Chatenois), den 2. September abends

Heute morgen um fünf Uhr war ich zur Abreise bereit, und wurde von denjenigen meiner Freunde abgerufen, welche mich einige Stunden weit begleiten wollten. Um halb fünf hattes es schon angefangen zu regnen und regnete immer stärker. Dies war nun eben nicht geeignet, um den Antritt meiner Reise köstlich zu machen, und war mir doppelt unangenehm, weil sich deswegen nicht alle meine Freunde, welche mich zu begleiten gedachten, einstellten, denn ich

---

<sup>6</sup> Diese besondere Stockform verbreitete sich im 18. Jahrhundert von Jena aus in der deutschen Studentenschaft

<sup>7</sup> Kestenholz im Unterelsass, ca. vier Kilometer westlich von Schlettstadt

erwartete ungefähr zwanzig und nun kamen nur zehn. So zog ich denn nun, von diesen begleitet, um fünf Uhr mit klopfendem Herzen aus den Toren von Straßburg.

Der immer zunehmende Regen verdarb mir auch (9) die Freude, länger von meinen Freunden begleitet zu werden. Eine Viertelstunde von der Stadt kehrten wir, schon durchnässt, in einem Wirtshause an der Straße ein. Als wir hier eine Stunde gesessen hatten, und der Regen noch immer zunahm, brachen wir wieder auf, und da ich es nicht zulassen wollte, dass man mich bei dem starken Regen weiter begleiten sollte, so nahm ich von meinen Freunden Abschied, von einigen auf immer. Schwer wurde mir dies, das hatte ich zuvor gewusst, allein ich glaubte, den Schmerz durch fröhliche Laune verdrängen zu können, und dies gelang mir auch anfangs. So ging ich 1 1/2 Stunden weit bis Enzheim im Regen. Von neuem durchnässt, kehrte ich hier in einem Wirtshause ein, um zu frühstücken und mich ein wenig zu trocknen. Während ich hier saß, heiterte sich zu meiner großen Freude das Wetter auf und trocken zog ich weiter. Allein als ich jetzt wieder auf dem Wege war, als ich um mich herum schaute und mich in der großen weiten Natur allein, so ganz allein sah, da ich zuvor immer im Kreise trauter Freunde lebte, von denen mir jetzt auch kein einziger zur Seite stand, da fiel es auf mein Herz mit Zentnerlast. Unbeschreiblich schmerzlich waren meine Gefühle. Ich wollte sie verdrängen und singen, allein es stand mir kein anderes Lied zu Gebote als das am gestrigen Abend so herzlich mir zugesungene Abschiedslied. Ich fing das Lied an, allein ich sang es nicht zu Ende, denn Tränen (10) der Wehmut erstickten meine Stimme und gaben mir Erleichterung. Wohl ist es dem treuen Freunde zu verzeihen, wenn er von seinen Freunden, die ihm immer liebevoll entgegen kamen, mit schwerem Herzen und einer Träne im Auge scheidet. Wir trennten uns, Brüder!, und die meisten von euch werden mir hienieden nicht wieder begegnen. Wir fanden uns und liebten uns, allein so wie wir aus weiter Ferne zusammen kamen, so sucht auch jeder wieder die ferne Heimat und sieht viele seiner Freunde nicht wieder. Lebt wohl, ihr Lieben! Lasst mich nur vernehmen, dass ihr glücklich seid und ihr steht lächelnd vor meiner Phantasie!

Als ich noch eine Stunde von Barr war, wo kein Wirtshaus mehr anzutreffen war, befahl mich ein solcher Heißhunger und Durst, dass ich mit der größten Eile auf einen im Felde stehenden Birnbaum zulief, worauf ich schöne saftige Birnen zu finden hoffte. Darin sah ich mich aber getäuscht und fand ganz kleine wilde Birnen, zu denen ich einen Stein hinaufsandte, der mit einem Birnenregen zurückkam. Sauer wie sie waren, verzehrte ich sie, und wenn sich gleich mein Hals, der jämmerlich zusammen gezogen, dagegen sträubte, so machte doch der Hunger der zusammengezogenen Kehle wieder Luft, und ich verzehrte die Birnen mit Appetit. Bald darauf kam ich zu meinem größeren Vergnügen zu einem mit reifen Früchten beladenen Quetschenbaum, (11) den ich meines noch nicht gestillten Heißhngers wegen, nicht hätte ungestraft lassen können, wenn auch der Feldhüter dabei gestanden und mir im voraus eine Geldbuße diktiert hätte. Neugestärkt verließ ich meinen lieben Quetschenbaum und kam nach einer Stunde mit neuem Appetit in Barr an. Hier kehrte ich in dem mir bekannten Wirtshause „Zu der Rose“ ein und ging, nachdem ich mich völlig hergestellt und restauriert hatte, auf Kästenholz zu. Zwischen Dannbach und Kästenholz kam ich zu einem der Mutter Gottes geweihten Heilighäuschen, in welchem zur Bequemlichkeit frommer Katholiken ein mit Frakturschrift geschriebenes langes Gebet an die heilige Maria sich befand, worin derselben sonderbare Dinge zugemutet wurden. So fanden sich darin folgende halb drohende, halb bittende Worte:

„Eva denn, Mutter der Barmherzigkeit, verliere nicht an mir den alten Namen der Barmherzigkeit, den bisher die ganze Welt gepriesen hat.“ Unter einem Konterfei des auf dem Rost liegenden heiligen Laurentius standen folgende Worte: „Weil S. Laurentius an einem Freitag gemartert worden, als hat er von Gott die Freiheit erhalten, alle Freitage in das Fegfeuer hinabzusteigen und eine Seel daraus zu erlösen. Damit er denn auch einstens deine Seel erlöse, so bete mit Andacht alle Freitag ihm zu Ehren ein Vaterunser, ein Ave Maria und den

Glauben.“ (12) Ich freue mich sehr, morgen unseren Mäder zu sehen und lege mich, um morgen bei Zeiten bei ihm zu sein, heute früh zu Bette.

Ensisheim, den 4. abends

Von Kästenholz ging ich gestern früh auf Markirch zu und durchwanderte nachmals mit vielem Vergnügen das schöne Lebertal, das mir im vorigen Jahr so wohl gefiel und das mir manches auf der vorigjährigen Vogesenreise genossene Vergnügen ins Gedächtnis rief. Mäder<sup>8</sup> fand ich sehr überrascht, als er mich in meinem auffallenden Reiseanzuge erblickte, und behielt mich gestern bei sich. Sehr vergnügt brachte ich mit ihm, mit Braun und dem Mediziner Müller den Nachmittag zu und ich freute mich sehr, bei Freunden zu sein, obgleich ich erst zwei Tage von Straßburg entfernt war. Heute morgen begleitete mich Mäder bis auf die kleinen Höfe, wo ich traurig von ihm schied und den Weg nach Rappoltsweiler einschlug. Durch einen prächtigen Buchenwald führte mich die Straße abwärts bis in diese Stadt, wo wir im vorigen Jahre zweimal durchreisten und wo ich jetzt ein Frühstück nahm. Nach einem kurzen Aufenthalte ging ich auf Colmar zu und hatte auf dem ebenen unbeschatteten Wege viel zu schwitzen, bis ich die drei Stunden zurückgelegt hatte und um ein Uhr in Colmar ankam.

Gleich vorne in der Stadt erfrischte ich mich ein wenig und war schon wieder (13) auf dem Wege, um ohne weitere Aufenthalt weiter zu gehen, als ich den Studenten der Medizin Hitschler an seiner Türe stehend antraf, der mich alsdann mit sich in ein Kaffeehaus nahm, wo wir uns eine Stunde aufhielten. Länger wollte ich nicht bleiben, denn bis hierhin hatte ich, wie ich wohl erfuhr, noch fünf derbe Stunden zu machen. Zwar sagte man mir, es seien „numme fünf Stündle“, allein auf dem sehr geraden Wege ward mir bei der Hitze das Gehen schwer, da meine Füße schon anfangen, mir wehe zu tun. Vor dem Tor von Colmar traf ich einen beurlaubten Elève Gensd'arme an, der mit mir bis hierhin ging. Obgleich der Kerl unaufhörlich schwätzte, so wusste ich mich doch nur sehr schlecht mit ihm zu unterhalten, und ich zählte mir, ohne auf sein übriges Gespräch zu achten, sein „bei Gott!“, welches er nach oberelsässischer Sitte in einem Atem wohl zehnmal aussprach. Es war schon lange dunkel, als ich müde und mit wundgegangenen Füßen hier ankam, nachdem ich 12 starke Stunden abgemacht hatte. Mit einem höchst lästigen und groben französischen Schwätzer, mit einer essigsauren mürrischen Wirtin und einem stummen dickbauchigem Wirt von prächtigem Appetit speiste ich so ziemlich gut zu Nacht. Nicht leicht konnte ich die Wirtin bewegen, mir ein Fußbad geben zu lassen, welches ich nun genommen und meine wunden Füße mit Brandwein gewaschen, mit (14) Unschlitt beschmiert und mit meinen Leinlappen umwickelt habe. Meine Müdigkeit mahnt mich zur Ruhe und meine Füße mögen mir wohl sehnlichst „gute Nacht“ wünschen.

Basel, den 5. abends. Im Wilden Mann.

Ich selbst hatte mir auch ganz wohlgemeint eine gute Nacht gewünscht und legte mich in dieser Zuversicht zu Bette, allein einige Lebendigkeiten, welche gewiss nicht so müde waren als ich, hielten ihren Tanz auf mir und gönnten mir nur einen sehr oft unterbrochenen Schlaf.

Bald nach Sonnenaufgang ging ich jedoch munter und ohne Schmerzen an den Füßen von Ensisheim ab, und schmauchte ganz behaglich mein Morgenpfeifchen. Als ich nun ins Freie kam, eröffnete sich mir eine herrliche Aussicht. Ich erblickte in weiter Ferne, jenseits der niederen Vorgebirge der Schweiz, die weit über diese emporragenden Hochalpen und Gletscher, welche, im Morgensonnenschein glänzend, einen gewaltigen Eindruck auf mich machten. Anstaunend und in Bewunderung vertieft, stolperte ich vorwärts und unwillkürlich verdoppelte ich meine Schritte, um diesen herrlichen Anblick näher zu haben. So sieht man sich oft vor einem neuen ungewohnten Anblick hingerissen und stürzt darauf zu, um ihn näher zu

---

<sup>8</sup> Abel Theodor Wilhelm Mäder (1765-1834), seit 1809 ref. Pfarrer in Markirch

haben. – Majestätisch war dieser Anblick in der Ferne, wie erstaunlich (15) muss er nicht in der Nähe sein! Von Ensisheim kam ich zuerst nach Badenheim und hernach noch durch mehrere Dörfer und Flecken, z. B. Habsheim, Bartenheim u. a. Nach Mülhausen ging ich nicht, weil es Sonntag und also nichts von den Fabriken zu sehen war, und blieb auf der Landstraße, welche in einer Entfernung von einer kleinen halben Stunde daran vorbei geht. In Habsheim hielt ich mich eine halbe Stunde auf und ging dann, als ich wieder vor den Ort kam, ein wenig von der Straße ab, und hielt in einem niedlichen Wäldchen ein halbstündiges Schläfchen, weil es gerade Mittag und sehr heiß war. Neugestärkt ging ich weiter und kam gegen vier Uhr in Bourglivre an, wo ich einen Schoppen Wein trank und dann hierhin ging. Die Douaniers untersuchten meinen Pass und visitierten mich, um zu sehen, ob ich auch Geld aus Frankreich tragen wollte. Als ich mit ihnen fertig war, sprang ich froh und leicht über die Grenze und hieß mich selbst herzlich willkommen auf freiem schweizerischen Boden. Wohlbehagen durchdrang mich und ich sagte frohlockend laut zu mir: Jetzt bin ich in der Schweiz! Es war mir, als empfinde mich auf einmal ein ganz anderer Himmelsstrich, als sähe ich eine andere schönere Sonne. Lachender und schöner lagen, nachdem ich den Fuß über die Grenze gesetzt hatte, die Fluren vor mir da, und lieblicher und reiner wehte mich die Luft an, und sie tat es auch wirklich, denn sie kam zurück von den hohen Vesten und Schutzmauern der (16) Freiheit, von den unentweihten Alpen, den Säulen der Erde, dem schönsten Tempel der Gottheit, von Menschenhänden nicht erbaut. Reiner wehte die Luft mich an, denn so wie sie rein und frei von den Alpen ausgeht, so gelangte sie rein und frei zu mir, von Alp zu Alp herangeweht, den freien Schweizer kühlend, und nährend die freie Erde.

Sehr viele Menschen begegneten mir auf dem eine halbe Stunde langen, angenehmen Spaziergang zwischen Bourglivre und Basel, welche nach Bourglivre zur Kilbe<sup>9</sup> gingen. Frohen Mutes näherte ich mich dem alten Basel und langte um fünf Uhr hier an. Ich kehrte im Wilden Mann ein und trat gleich nach meiner Ankunft einen Spaziergang an. Zuerst suchte ich die Rheinbrücke, welche Klein-Basel und Groß-Basel verbindet. Auf dieser Brücke sah ich an dem Tore, durch welches man auf die Brücke geht, den weitberühmten Königskopf (hier der Bellekönig genannt), welcher durch den Mechanismus der Torturmuhre seine lange blutrote Zunge bei jedem Perpendikelschlage gegen Klein-Basel bis über die Augen hinaus reckt, welche er scheußlich verdreht. Alles was von Groß-Basel nach Klein-Basel hinüberschaut, scheint die Einwohner des letzteren höhnen zu sollen. Auf der Brücke ist der Bellekönig und an mehreren Häusern sah ich steinerne Köpfe angebracht, von denen einige die Zunge gegen Klein-Basel (17) hinausstreckten, andere den Mund gräßlich verzogen und dergleichen mehr. Dies rührt von dem Hasse her, den beide Abteilungen der Stadt von jeher gegeneinander hatten, der aber jetzt so ziemlich anfängt nachzulassen. Der Rhein ist hier nicht breit, aber er strömt rasch und stolz daher. Ich ging nach Klein-Basel hinüber und besuchte daselbst das Kaffeehaus zum Wilden Mann, wo ich meinen Durst mit einer Bouteille Bier stillte und Gelegenheit fand, mich mit dem Kaffeewirte über meine vorhabende Schweizerreise angenehm zu unterhalten. Nach einem kurzen Aufenthalte auf der Rheinbrücke, wo man eine schöne Aussicht hat, kam ich wieder herüber und besuchte nun die Pfalz oder den Münsterplatz. Dieser ist mit hohen alten Kastanienbäumen besetzt und mit Bänken versehen. Die Münsterkirche ruht auf der Stadtmauer, welche dem Rhein hier zum Ufer dient. An dieser Seite hat man eine angenehme Aussicht auf den Rhein, auf Klein-Basel und die jenseitigen Berge und Rebhügel; diese Münsterkirche soll von demselben Baumeister erbaut sein, der das Straßburger Münster vollends aufführte. Die steinernen Statuen in halb erhobener Arbeit, welche über dem großen Portal der Kirche stehen, sind plump und unnatürlich, vorzüglich der heilige Georg im Kampf mit dem Drachen. Andere Basrelief-Arbeiten an diesem übrigens prächtigen (18) Gebäude sind ebenso wenig anziehend. Die Kirche trägt zwei Türme, welche ziemlich hoch und schön sind.

---

<sup>9</sup> Kirchweih



Nachdem ich mich eine Weile auf dem Münsterplatze aufgehalten hatte, suchte ich den Petersplatz, auf welchem Linden dicht aneinander stehen und der mit Bänken versehen ist. Der Dunkelheit und meiner Müdigkeit wegen hielt ich mich hier nicht lange auf und kehrte in den Gasthof zurück. Obgleich die Stadt alt und sehr ungleich auf Hügeln erbaut ist, so gefällt es mir doch hier ziemlich gut, allein die Einsamkeit auch unter so vielen Menschen will mir nicht behagen. Die Buhlerinnen haben keine auffallend ausgezeichnete Tracht. Andere sah ich jedoch in ihrer eigentümlichen Kleidung. So bemerkte ich mehrere mit rot und schwarz gestreiften Kleidern, denen die unten mit breitem rotem Bande besetzten Röcke bis an die Knie reichten.

Das Wetter hat sich geändert, es ist etwas rauh und ich befürchte Regen.

Den 6ten Morgens

Heute morgen war ich schon um fünf Uhr auf und sah sehr ungern meine Prophezeiung eingetroffen. Es fing an, ganz sachte und fein zu regnen, und es lässt sich an, als ob es sobald noch nicht aufhören werde. Ich ging sogleich aus, um die Münstertürme zu besteigen, allein ich fand wenig Leute auf (19) der Straße; des Glöckners Haus war noch verschlossen und wurde auch trotz allem Klingeln nicht geöffnet. So musste ich also, ohne das Innere der Kirche und Türme gesehen zu haben, wieder abziehen. Darauf ging ich zum Pedell der Universität, um mir die Universitätsbibliothek zeigen zu lassen, allein ich wurde hier ebenso trocken abgewiesen. Der Mann sagte mir sehr höflich, die Bibliothek stehe nur donnerstags offen, und der Professor, der sie den Fremden zu jeder Zeit öffnen könne, sei verreist. Es ist mir höchst unangenehm, gerade das Merkwürdigste der Stadt nicht sehen zu können, denn auf der Bibliothek finden sich, außer einem großen Büchervorrat, viele prächtige Gemälde, Münzen, Naturalienkabinette, ein vollständiges Exemplar der biblia pauperum, die Bibliothek des Erasmus und mehrere Manuskripte aus den Zeiten der Reformation. Bei dem starken Regen ist es nicht möglich auszugehen, um Merkwürdigkeiten zu sehen, und dadurch entbehre ich viel. Gerne möchte ich das Zeughaus mit der Rüstung Karls des Kühnen, das schöne Gemälde von Klauber, der Basler Totentanz genannt, den botanischen Garten, die Kupferstichhandlung und Kupferstecher-Werkstatt von G & H von Mecheln<sup>10</sup>, die Schriftgießerei und Landkartendruckerei mit beweglichen Buchstaben bei W. Haas<sup>11</sup>, sowie das Waisenhaus und die Industrieschule sehen. Ich hatte mich sehr darauf gefreut, die römischen Altertümer in den zwei Stunden von hier (20) entfernten Dörfern Kaiser- und Basel-Augst zu sehen, wo ehemals die Hauptstadt der Rauraker, Augusta Rauracorum stand, allein dies alles erlaubt der Regen nicht. Es gefällt mir auch nicht, im Gasthofe zu sitzen und mich mit Langeweile zu plagen, bis der Regen nachlässt, welches vielleicht noch lange währen kann. Deswegen bin ich entschlossen weiterzuziehen und dem Regen womöglich Trotz zu bieten, wobei ich aber wohl am schlimmsten wegkommen mag. dennoch will ich lieber nass werden als Langeweile haben. So wende ich mich nun dem Jura und der französischen Schweiz zu.

Oesch, zwei Stunden von Basel. Im Ochsen. Den 6ten nachmittags.

Als ich meinen in Straßburg eingekauften Wechsel in Basel einkassiert hatte, so zog ich ab. Es regnete noch, und immer stärker. Durchnässt kam ich auf dem nicht sehr interessanten Wege über Reinach hierhin. Ich weiß noch nicht, ob ich weiter kommen werde, allein der immer zunehmende Regen benimmt mir beinahe alle Hoffnung. Einsam sitze ich hier in einem öden Dorfe im Wirtshause und vertreibe mir die Zeit und Langeweile. Auch zum Schreiben bin ich nicht recht aufgelegt. O wie froh wäre ich, wenn ich einen Gefährten hätte! Diesen entbehre ich

---

<sup>10</sup> Christian von Mechel eröffnete 1767 in Basel die erste Kunsthandlung der Schweiz und eine Kupferstecherschule.

<sup>11</sup> Wilhelm Haas (1766-1838)

nicht so sehr auf dem Wege, denn da ist überall etwas zu sehen, allein wenn ich bei hellem Tage, durch Regen eingekerkert, wider Willen in einem öden Wirtshause allein (21) sitzen muss, dann tut's Not. Jetzt sehne ich mich zu meinen Büchern und Freunden so herzlich zurück. Mehr als jemals empfinde ich jetzt den Wert der Freundschaft, da ich sie entbehre. Froh wäre ich an Freundes Seite trotz dem Regenwetter und traure jetzt in der Einsamkeit.

Ich musste mich umkleiden, denn der Weg von Basel hierhin war erstaunlich schmutzig und das Gehen sehr beschwerlich. An beiden Seiten des Tales sah ich auf den Bergen mehrere zerstörte Schlösser. Vielleicht wäre mir bei heiterem Wetter die Gegend reizend vorgekommen, allein jetzt kann ich dieses nicht finden. Die Leute in dieser Gegend, so wie auch in Basel, scheinen mir bieder und herzlich, denn es weht hier schon Schweizerluft, obgleich dieses Dorf ungern zu Frankreich und zum Oberrheindepartement gehört.

Die biedere Herzlichkeit meines Wirtes und meiner Wirtin machte mir Vergnügen, und vorzüglich erheiterte mich die naive Unschuld ihrer beiden Kinder, eines Knaben von 13 und eines Mädchen von 12 Jahren, mit denen ich schon ziemlich vertraut bin. Fast alle Weiber haben in dieser Gegend Kröpfe, welche man für eine Zierde hält. Ich musste über die Äußerung unserer kleinen Bärbel lachen, welche im Gespräch mit ihrer Mutter derselben sagte: „Denk Muetter, 's Nachbars Anne Bäbi hat ohnien Gropf, und do isch es noch stolz drauf.“ „Dies Maidel isch nit gescheit“ gab die Mutter zur Antwort. Indessen ließ ich die Leute bei ihrer Meinung und dachte: Das Wohlgefallen an einer Unbequemlichkeit, die nicht (22) zu ändern ist, ist doch noch verzeihlicher, als wenn man sich aus Kleinmeisterei einen Haarbeutel, mit Unbequemlichkeit ausgestopft, in den Nacken hängt.

Abends

Der anhaltende Regen nötigte mich hier zu bleiben, und so brachte ich den Nachmittag ziemlich langweilig zu, denn alles war an seine Arbeit gegangen und ich saß allein in der Wirtsstube, wobei mir jedoch mein Commersbuch einigermaßen die Zeit verkürzte. Nie habe ich der Arbeit und der Erholung in der Gesellschaft traulicher Freunde mehr entbehrt als jetzt, und der jedesmalige Gedanke an Straßburg und meine daselbst zurückgelassenen Freunde versetzt mich in sehnsuchtsvolle Stimmung und erfüllt mich mit Wehmut. – Eine große Schüssel mit Kartoffeln rückt heran, die soll mir jetzt die Zeit vertreiben. Der Wirt geht in seinem heiligen Eifer zu weit, er prügelt draußen seinen Jungen, der dem Gesinde nicht ordentlich vorgebetet hat. Ein herzliches Gebet, das herausgepeitscht wird! Eine herzliche Liebe! ein herzlicher Dank! wozu man mit den Haaren gezogen wird! Lass dich zum Gebete prügeln, armer Junge! das Gebet geht ungern aus dem Herzen und an seine Stelle tritt der Hass gegen deinen Vater! doch das nicht; der Junge muss diese Sache ganz anders einsehen gelernt haben, denn er liebt seine Eltern, und sie lieben ihn wieder und lobten ihn mir heute.

Saugern (Soyaires), den 7ten Mittags

In Oesch hatte ich ein recht gutes und wohlfeiles Nachtlager (23) und Quartier, und habe prächtig geschlafen. Mit Vergnügen sah ich, als ich um halb sechs aufstand, dass es nicht mehr regnete, und reiste ab, als ich meine Mehlsuppe verzehrt hatte. Nicht weit vom Dorfe kam ich an einem jenseits der Birs gelegenen Schlosse vorbei, welches ein alter General bewohnt. Von dem alten Schlosse steht noch ein viereckiger Turm, welcher rings mit geschmackvollen neuen Gebäuden umbaut ist. Das Schloss nebst seinen Gärten ist eine schöne Anlage. So ging ich nun das Flüsschen Birs hinauf, welches bei Tavannes und Pierre Pertuis entspringt und immer fallend und rauschend über Felsen dem Rhein zufließt. In 3/4 Stunden kam ich nach Grellingen, wo die Birse einen Fall bildet. Sie fällt ohngefähr 8 Schuh tief über den Felsen hinab und schäumend rauscht das vom Regen gerötete Wasser. Das Rauschen ist stark und dem fernen Donner vergleichbar. Es war dies der erste beträchtliche Wasserfall, den ich sah und bei dem

ich mit innigem Vergnügen verweilte. Hier liegen an beiden Seiten des Wasserfalls Sägemühlen, deren ich auf diesem Wege sehr viele antraf. Da das Wasser einen so starken Fall hat, so haben die Mühlen keine Räder. Die Schaufeln sind unmittelbar in den Wellbaum eingefügt und liegen dicht vor der Rinne, durch welche das Mühlwasser, vom Hauptstrome getrennt, hinab fließt. Über Pfeffingen ging ich immer längs der Birse hin bis Lauffen. Ich ging nicht in die Stadt und folgte dem geraden Wege (24) bis hierhin. Bei Lauffen schließt sich das Tal, durch welches die Straße führt, immer enger zu. Auf beiden Seiten des Tales, welches von der Birse durchströmt wird, ragen hohe, immer abwechselnde, mit Gebüsch und Wald bekleidete Felsen empor und gewähren einen zwar wilden, aber dennoch herrlichen, immer neuen Anblick, indem sie sich in den verschiedensten Gestalten dem Auge darbieten. So ist dieser Weg sehr angenehm und unterhaltend. Schöne äußerst klare Quellen fand ich am Wege und eine vorzüglich schöne, eine Stunde von hier, welche aus einem tiefen Becken hart am Wege springt und sogleich einen starken Bach bildet. Im Tale sind Wiesen und an mehreren grünen Stellen erblickt man Sennhütten und Melkereien. Schöne Kühe und fette Ziegen weiden im Tale und auf den Felsen. Man spricht hier Wälsch.

Court, den 7ten Abends

Nachdem ich in Saugern etwas gegessen und einiges aufgeschrieben hatte, ging ich weiter nach Correndelin, auf welchem Wege ich mich beinahe nach Delmont (Delsperg) verirrt hätte. Nicht weit von Saugern erblickte ich rechts vom Wege auf einem hohen steilen Felsen eine Kapelle namens Fortbourg, nebst den Resten von den Resten eines alten Schlosses. Diese Gruppe, von der Landstraße aus betrachtet, macht einen herrlichen Eindruck. In 3/4 Stund kam ich von Saugern nach Correndelin. In dem Dorfe forderte ein französischer Gendarme meinen Pass, den ich aber nicht eher gab, als bis er seine Kameraden herbeigeholt hatte. Vor dem Dorfe liegt (25) eine Eisenschmelze, in welche ich ging. Das Eisenerz, welches ich daselbst sah, war in runden Steinen enthalten, von denen die größten die Größe einer Walnuss, die kleinsten die eines Hirsenkorns hatten.

Hier fängt das enge, schauerliche Münstertal an, welches 5 Stunden lang und an den meisten Orten nur 30-40 Schritte breit ist. Der Weg behauptet neben der Birse, welche immer fällt und stark rauscht, die ganze Breite des Tals. Weiße und bläuliche Felsen erheben sich majestätisch auf beiden Seiten zu einer erstaunlichen Höhe und gestatten der Sonne im höchsten Sommer täglich nur 3-4 Stunden, um den Grund des Tales zu bescheinen. In fortwährender Bewunderung wandelt man hindurch, von immer neuen, immer schöneren Sennen angezogen und es verliert sich der Wanderer in der Betrachtung der großen reichen Natur. Hier verschwindet jede Aussicht in die Ferne und auf weite Ebenen, man sieht nur die aufgetürmten Felsen, und der Himmel scheint ihr Dach zu sein, die blaue Kuppel des begeisternden Tempels. Hinter jedem Schritte schließt sich die Bahn und öffnet sich von neuem immer schöner, immer herrlicher. Da schwindet jeder Gedanke an Sorgen und Ungemach, sich selbst entfremdet lebt der Geist in einer neuen Welt und sucht und findet die Gottheit in jedem Baum, in jedem Felsen, in jedem Rauschen des Flusses. Dahin weise ich dich, aberwitziger Leugner (26) der Gottheit, der du sie zu suchen vorgibst und nicht finden zu können glaubst, dort wirst du sie nicht suchen und doch finden. Und willst du sie dennoch wieder aus deinen Augen, aus deinem Herzen hinweglügen, so schmiede dich an den starren Felsen, der die Gottheit verkündet und beneide ihn, denn er ist besser als du, er ist ein Zeuge der Allmacht Gottes.

Ein kleiner malerischer Wasserfall bot sich mir bei Correndelin dar. Von Correndelin kam ich nach Roche. Gleich hinter Roche geht die Straße durch einen kleinen Felsenschlund 3/4 Stunden längs der Birse bis Münster (Moutiers). Jenseits Münster liegt am Wege eine schöne große Grotte, in welche ich ging. Viele Reisende hatten ihren Namen mit schwarzer Kohle an die weiße Felsenwand geschrieben. Obgleich ich nun kein Freund der Verewigungssucht bin, so schrieb ich meinen Namen doch hin, auf den Fall, dass vielleicht einmal einer meiner

Bekanntes diese Gegend bereisen und in diese Grotte treten möchte. Bald darauf kam ich zu einer steinernen Brücke, welche über die Birse führt. Hier setzte ich mich und genoss des fürchterlich schauerlichen Anblicks der steilen weißen Felsen. Schroff und steil steigen sie bis zu einer schwindelnden Höhe empor, und dennoch ist jede Felszacke, welche nur ein wenig Moos trägt, die Ernährerin einer oder mehrerer Tannen, welche freilich nicht gut gedeihen können. Das Auge schwindelt, wenn es hinauf sieht, (27) und doch wagt es die gewinnsüchtige Menschenhand, trotz aller Gefahr, diese kümmerlichen Stämme zu fällen. Nicht zufrieden, die friedlichen, gefahrlosen Äcker zu bearbeiten, klettert der Mensch auf den unwirtbaren Felsen von Zacke zu Zacke, um eine verkrüppelte Tanne zu erhaschen.

In zwei Stunden kam ich von Correndelin nach Münster (Moutiers), einem ziemlich artigen Dorfe, von dem das große Münstertal (Grand val de Moutiers) den Namen hat. Hier erweitert sich das Tal ein wenig und verengt sich auch bald wieder. Münster ist drei Stunden von Solothurn entfernt, wohin mich aber mein Weg nicht führte. Ich hielt mich in Münster nicht auf. Von hier geht die große Landstraße sogleich wieder durch einen Felsenschlund der Berge Vermont, Ramuet und Montgirad 1 1/2 Stunden lang bis hierhin. So ging ich immerfort durch das romantisch schöne Münstertal, bis ich um sechs Uhr hier ankam. Ich war sehr froh einen reisenden Tuchscherer aus Preußen hier anzutreffen, mit dem ich mich angenehm unterhalten konnte, denn der Wirt legte sich früh in seinen Alkove und schnarchte wie eine Sägemühle, der Sohn des Wirtes schwätzte allerlei Kraut und Kohl durcheinander und so war mir der Tuchscherer sehr willkommen.

Biel, den 8ten abends. Im weißen Kreuz.

In Court hatte ich gestern ein recht gutes Nachessen, ein gutes Bett und einen gesunden Schlaf. Als ich (28) heute Morgen um fünf Uhr aufstand, regnete es, nach sechs Uhr hörte es aber auf und so zog ich um 7 Uhr ab. Ich hielt mich fortwährend auf der Landstraße und gelangte so bis in das Tal von Dachsfelden, über Malleray nach Tavannes. Der Weg von Court nach Tavannes ist sehr schmutzig und dem Fußgänger unbequem, dazu wurde ich noch zuweilen von Regenschauern übergossen. Auf den Bergen zu meiner Rechten im Jura lag Schnee von der vorigen Nacht, die zur Schweiz gehörigen zu meiner Linken waren in Regenwolken eingehüllt. Das Tal ist hier ziemlich breit, aber sehr kalt, und erfreut sich des Sommers nur 4-5 Monate. Vor und nach diesen ist man immer des Schnees gewärtig. Die Ernste war noch nicht gehalten und man gab die Hoffnung beinahe auf, sie halten zu können, weil die Frucht bei dem anhaltenden Regen nicht reifen konnte. Heute ist in der Schweiz und in den angrenzenden Gegenden allgemeiner Betttag. Die Einwohner dieser Gegend sind alle reformierter Konfession. Ich begegnete vielen, welche in großer Anzahl zur Kirche gingen. Alle, welche mir begegneten, boten mir freundlich einen bon jour, und wenn ich jemanden nach dem Weg fragte, so war er sogleich mit der Gegenfrage fertig: Wo ich herkomme? Was ich Neues von der Armee mitbringe? Ob die Franzosen die Russen noch nicht geschlagen hätten? Ich sagte ihnen alsdann, ich komme nicht von der Armee und sei ein étudiant, allein (29) sie konnten daraus nicht klug werden. Sie wussten nicht, was sie aus einem étudiant machen sollten und glaubten, ich wollte ihnen etwas aufbinden.

In Tavannes kehrte ich wegen einem starken Regenschauer ein und nahm ein Frühstück zu mir. Als ich wieder zum Dorfe hinaus war, verließ ich die Landstraße und schlug einen Fußpfad zur Linken ein, der mich in 5 Minuten zu der schönen Quelle der Birs führte. Äußerst voll und stark quillt das Wasser aus dem Felsen hervor und treibt zehn Schritte weit von der Quelle schon eine Mühle, welche das Wasser nicht einmal alle benutzen kann. Mit innigem Vergnügen verweilte ich bei dieser Quelle, welche mannsdick aus dem dunklen Schoß der Felsen hervorsprudelt und über grüne Matten dahin hüpfet. – Von hier kam ich bald wieder auf die Landstraße und stand, sobald ich sie erreicht hatte, vor dem Felsentor Pierre Pertuis. Ungemein überraschend und in Erstaunen versetzend ist dieser Anblick. Ein hoher, dicker Felsblock, am

Fuß des Felsen Vion ist durchbrochen und die Landstraße geht durch die Öffnung hindurch. Die Öffnung ist 40-50 Fuß hoch und die durchbrochene Felsenwand 10-15 Fuß dick. Über dem Tore, auf dem Felsen, wachsen Tannen und junge Buchen. Die Römer ließen diesen Felsen durchbrechen, um die Verbindung zwischen den Helvetiern, den Raurakern und Sequänern zu erleichtern. Auf der Nordseite (gegen Tavannes zu) ist eine römische Inschrift in den Felsen eingehauen und durch ein über (30) ihr befestigtes Brett gegen den Regen geschützt, durch welchen sie, ehe man diese Vorsicht gebraucht, ziemlich verwitterte und unleserlich gemacht wurde.<sup>12</sup> Man liest sie wohl am besten so:

NUMINI AUGUS  
TORUM.  
VIA.FACTA.PER.T. (Titum)  
DVNNIVM.PATERNVM  
IIVIRVM.COL.HELVET.

Lange betrachtete ich bewundernd dieses alte Werk der Römer, ging dann hindurch auf das Tal von Dachselden. Ungern musste ich mich endlich davon losreißen und kam nach einer halben Stunde abwärts gehend in das Immortal, welches 10 Stunden lang und 4 Stunden breit ist und von der Suge<sup>13</sup> oder Schüß durchströmt wird. Im ersten Dorfe geht die Landstraße nach Biel links ab und nun ging ich die Schüß hinab bis hierhin. Dieser Fluss ist reißender und wilder als die Birs und bietet noch größere Sennen dar. Von jenem Dorfe ging ich zuerst durch einen engen Schlund und kam dann in ein ärmliches Tal, welches französisch sprechende, reformierte Einwohner hat, so wie die ganze Gegend, durch welche ich heute kam. Am Ende des Tales liegt ein Dörfchen (ich glaube Courtlary), in welchem Eisenhämmer sind, welche aber wegen dem Festtage nicht arbeiteten. Nun ging ich wieder durch ungeheure Felsen hin. Der (31) Weg steigt hier allmählig und die Schüß, tief unten im Tale, fällt sehr stark. Je weiter der Weg hinauf steigt, desto wilder wird die Gegend, desto steiler und furchtbarer die Felsen, desto schauerlicher der Blick auf das tiefe Tal zur Rechten, durch welches die Schüß rauscht. An den meisten Stellen ist der Weg an der rechten Seite mit einem Geländer versehen, weil es sonst zu gefährlich wäre. In schauerlicher Tiefe braust die Schüß dahin und stürzt sich oft über dicke Felsblöcke hinab. Einen solchen Fall habe ich vorzüglich bewundert, wo sie über schräge, zackige Felsen fast zwanzig Schuh tief hinabschießt. Auf der anderen Seite erheben sich noch viel höhere, kolossalische Felsen. Rings und über mir und unter mir sah ich nichts, das mich nicht mit Staunen, Schauer und Bewunderung erfüllt hätte. – Als mich auf dieser Höhe ein starker Regenschauer überfiel, so sah ich mich nach einem dicken Gesträuche um, um mich gegen den Regen zu schützen. Als ich nun eben unter einen Strauch kriechen wollte, sah ich einige hundert Schritte hinter mir einen französischen Gendarm zu Fuß und glaubte nun, dieser werde mich, in der Meinung, dass ich mich seiner wegen versteckt habe, wieder hervorholen wollen. Allein er ging vorüber, ohne mich, wie es schien, zu bemerken. Als der Regen aufgehört hatte, holte ich ihn ein und sprach mit ihm, ohne von ihm um den Pass gefragt zu werden, welchen ich ihm auch, da er allein war, nicht gezeigt haben würde. – Nun ging der Weg wieder abwärts und führte mich aus dem französischen Gebiet in ein schweizerisches schönes Dorf, wo ich (32) mich eine Viertelstunde aufhielt, und nach einer Viertelstunde wieder in Frankreich und bald darauf in Biel ankam. Die Stadt liegt eine Viertelstunde vom Bieler See am Fuß des Jura. Die Schüß läuft in zwei Armen durch die Stadt, welche reinlich und artig gebaut ist, mir aber ziemlich volksleer vorkommt. Die Einwohner sind protestantisch und sprechen deutsch.

Ich kehrte im weißen Kreuze ein und ging, nachdem ich meinen Ranzen abgelegt hatte, an den See spazieren. Da der Wind heute stark geht und noch dazu Donner sich hören ließ, so war der

---

<sup>12</sup> Die Inschrift am Col de Pierre Pertuis datiert ins 3. Jahrhundert: NVMINI(BVS) AVGVST[O]RVM VIA [D]VTCA PER M[ARCVM] DVNIVM PATERNVM IIVIR[V]M COL(ONIAE) HELVET(IORUM).

<sup>13</sup> richtig: La Suze

See ziemlich stürmisch und die Wellen schlugen rauschend an das platte Ufer. Ich befand mich unter schönen Linden, auf einem Rasenplatze, wohin ich durch eine schnurgerade Lindenallee gekommen war, und setzte mich auf eine Bank, um dem Spiel der Wellen zuzusehen. Gerade vor mir sah ich die Petersinsel, in einer Entfernung von zwei Stunden, ungefähr in der Mitte des Sees. Sie besteht, soviel ich sehen konnte, aus einem Hügel, der unten kahl und oben bebuscht ist. Rechts vom Ufer liegen einige Dörfer und einzelne Häuser, am Fuße des Berges, welcher oben schwarze Tannen trägt, wachsen Reben. Links zeigen sich grüne anmutige Hügel, ein schönes schweizerisches Dorf namens Nidau, einzelne Häuser und zerstreute hohe Pappeln. Jenseits der Hügel erblickte ich in der Ferne die Hochgebirge des Kantons Bern. Der Bieler See hat sein blassgrünes Wasser von der Thiele oder Ziel, welche sich aus dem Neufchäteler See in ihn ergießt. Er ist vier Stunden lang und an den meisten Orten eine halbe Stunde breit.

(33) Ein starker Regen nötigte mich, eher als ich wünschte, nach Hause zu eilen. Als es dunkel geworden war, ging ich in die Wirtsstube hinab, wo sich viele Gäste versammelt hatten, welche entsetzlich viel kannegießerten und wovon der eine die Franzosen leise, der andere die Russen mit lauter Stimme total schlug. Ich saß unten am Tische und war ziemlich stumm. Zuweilen wurde ich um etwas gefragt, und wenn das nicht geschah, so war ich ganz still, denn das Wetter hatte mich unmutig gemacht. So mag ich wohl mit einem ziemlich mürrischen Gesicht da gesessen haben, bis mich mein Nachbar leise fragte, ob ich auch schon die dicken Waden des Wirtes bemerkt und bewundert hätte. Dies weckte mich aus meinen mürrischen Träumereien und ich wurde wieder ganz aufgeheitert, indem ich mit innigem Vergnügen die Korpulenz des Wirtes betrachtete, der in der Stube herumwatschelte. Wirklich hatten die Waden dieses Mannes, der vielleicht 30-40 Jahre alt war, eine solche ungewöhnliche Peripherie, dass ich mich daran nicht satt sehen konnte. Da ich zu Nacht gegessen und noch dieses zu meinem Tagebuche hinzugesetzt habe, lege ich mich, besseres Wetter hoffend, zu Bette.

Neufchatel, den 9ten abends. Au faucon oder à la maison de ville

Als ich heute morgen aufstand, regnete es noch immer, und der Himmel war mit trüben Wolken überzogen. Dies setzte mich wieder in einige Verlegenheit und ich war unschlüssig, ob ich bei dem anhaltenden Regenwetter meinen Plan verfolgen, oder direct nach Bern gehen sollte. Ich zog jedoch das Erstere vor und wollte mich nicht von meinem einmal gefassten Vorhaben abbringen lassen. (34) Als das Wetter sich gegen acht Uhr ein wenig aufheiterte, reiste ich sogleich ab, wie der Schiffsmann, der bei dem ersten günstigen Windstoß die Anker lichtet und an die Stürme nicht denken darf, die ihn vielleicht bald treffen. Als ich an den See kam, schlug ich den nähern Fußweg nach Neufchatel zur Rechten ein, der mich in zwei Stunden, bald dicht am See und an einzelnen Häusern vorbei, bald über Anhögen nach Twann (Douanes) führte. Mehrere herrliche Aussichten hatte ich auf diesem Wege, vorzüglich bei dem Landhause, das weiße Haus genannt. In Groß-Twann mietete ich um 10 Batzen einen Kahn, um mich auf die berühmte Petersinsel fahren zu lassen. Da der See sehr stürmisch war und hohe Wellen warf, so waren drei Personen dazu erforderlich, den Kahn fortzutreiben. Der Kahn schwebte von einer Welle zur anderen, bald auf, bald nieder, und wurde oft stark erschüttert. Es dauerte eine Stunde, bis wir, halb durchnässt, auf der Insel ankamen. Der Schiffsmann, mit der Insel wohl bekannt, führte mich nun auf derselben herum. Zuerst führte er mich auf den Hügel. Hier kamen wir zu einem, oben auf dem Hügel stehenden, niedlichen, rund gebauten Häuschen, welches als Tanzsaal eingerichtet ist, und in dem sich die Bieler und Berner, welche sonntags häufig die Insel besuchen, mit Tanzen belustigen. Das Innere des Pavillons ist gänzlich mit Namen und Denkprüchen beschrieben, wovon einige, welche innige Achtung gegen Rousseau<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Jean-Jacques Rousseau wohnte vom 12. September bis zum 28. Oktober 1765 auf der St. Petersinsel auf dem Bieler See, nach seiner Einschätzung die glücklichste Zeit seines Lebens. Auf Druck des Berner Stadtrigiments musste er die Schweiz verlassen.

hervorgebracht hatte, mir recht wohl gefielen. Auf die untern weißen Schindeln, mit denen dieses Häuschen von außen bekleidet ist, sind sie beschrieben. Darauf (35) gingen wir durch mehrere Alleen, in welchen Rousseau während seines zweijährigen Verbannungsaufenthaltes hieselbst vorzüglich gerne lustwandelte. Ein schönes Lustwäldchen von verschiedenen Bäumen und Gesträuchen bekleidet den oberen Teil des Hügels, welchen die Verwalter des Berner Spitals, dem die Insel angehört, immer mehr zu verschönern bemüht sind. Mein Führer zeigte mir einen merkwürdigen, erstaunlich dicken abgestorbenen Eichenstamm, der über 500 Jahre alt sein soll und dem man aus Achtung vor seinem Alter noch stehen lässt. An allen Seiten genoss ich der schönsten Aussichten über den See hin. Schade nur, dass das trübe rauhe Wetter mir das Schöne nicht in voller Pracht zeigte. Die Gefühle, welche die Schönheit der Insel erregt, wurden hier wunderbar erhöht durch das Andenken an Jean Jaques Rousseau, in dessen unsichtbarer Begleitung man zu wandeln glaubt. Bei jedem Schritte drang sich mir der Gedanke auf: Hier wandelte, hier ruhte Rousseau, hier strömten dem Menschenfreunde seine erhabenen Gedanken zu, hier suchte er Ruhe und fand sie nicht. Ich hätte nicht geglaubt, dass die Betrachtung der Orte und die Anwesenheit an solchen, wo sich große, berühmte Männer aufhielten, einen so mächtigen Eindruck machen könnte. Allein man wird unwillkürlich in die Zeit zurückgezogen, man glaubt die berühmten Männer unsichtbar gegenwärtig und verweilt aufmerksam bei jedem Baum, bei jeder Bank und in jeder Laube, die jenen Männern zur Ruhe (36) und Erholung dienen. So ging es mir heute auf der Petersinsel, wider alle Erwartung.

Als wir lange auf dem Hügel herumgegangen waren, gingen wir in das Kloster, in dem vor vielen Jahren Mönche lebten. Unaussprechliche Gefühle durchdrangen mich, als ich in Rousseaus Zimmer trat, und so lange ich darin verweilte. Alle Wände des Zimmers sind mit Namen und Denksprüchen angefüllt. Engländer, Polen, Italiener, Franzosen, Deutsche hatten, das Andenken des großen Mannes zu feiern, ihre Namen dahingeschrieben, wovon die meisten von warmen Herzensergießungen begleitet waren. Kaum konnte ich ein Plätzchen am Fenster finden, um nachkommenden Freunden meinen Namen zu hinterlassen. Man brachte mir ein Buch, in welches jeder Reisende seinen Namen zu schreiben gebeten wird, welches ich auch tat. Mit meinem Führer trank ich in Rousseaus Zimmer eine Bouteille ziemlich guten Wein, den die Insel erzeugt hatte. An der Mittagsseite stehen sehr viele Reben, so dass man in guten Jahren oft 200 Fuder Wein gemacht hat. Die Insel ist ganz mit einer Mauer umgeben und hat eine Stunde im Umkreis. Nachdem wir uns 1 1/2 Stunden aufgehalten hatten, fuhren wir zurück. Ich ließ mich in Klein-Twannes ans Land setzen, um daselbst den schönen Wasserfall zu sehen. Ein starker Gießbach fällt hier 40-50 (37) Schuh tief hinab und gewährt einen sehr überraschenden Anblick. In dem Felsen, über den das Wasser hinabstürzt, ist eine Rinne befestigt, welche einen Teil des Wassers auf ein Mühlrad führt. Einige Schritte weiter, auf dem Wege gegen Neufchatel zu, kam ich zu einer Quelle, welche sehr voll aus dem felsigten Boden hervorsprudelt, sogleich eine Mühle treibt und dann in den See fällt. Der ganze Fluss ist drei Schritte breit, 10-15 Schritte lang, und treibt eine Mühle. Sonderbar! – So bieten sich mir die Meisterwerke der Natur immer schöner und reicher dar, je weiter ich komme. Welche Fülle von Schönheiten und Merkwürdigkeiten bot sich mir nicht heute dar und welche erwarten mich noch! Wie war mir heute so wohl in deinem großen Tempel, Natur! wie reichlich hast du mich heute beschenkt, wie erhebend war mir dein Anblick, die Bewunderung deiner Größe und Schönheit!

Als ich der Petersinsel zufuhr, regnete es stark, und jetzt regnete es schon wieder. Ich hielt mich jedoch nicht auf, sondern ging dem Fußwege nach, der hierhin führt. Eine Stunde lang sah ich noch zu meiner Linken den Bielersee, und während ich unter Obstbäumen einherging, zur Rechten Weinberge, welche sich auf Terrassen erheben. – Ich glaubte zu bemerken, dass je weiter ich mich von Biel entfernte und je näher ich dem Gebiete von Neufchatel kam, ich die Leute zu ihrem Nachteil verändert fand. (38) Blassgelbe verzogene Gesichter zeigten sich mir in Menge, und wenn man mir bei Biel mit einem freundlichen Gruße zuvorkam, so schien man sich hier noch lange zu bedenken, ob man den meinigen erwidern sollte. Es sollte mir lieb sein,

wenn diese Bemerkung falsch wäre, allein es wäre eben nichts Seltenes, wenn der Charakter der Menschen auch in so geringer Entfernung verschieden wäre.

Von Twannes kam ich in 1 1/2 Stunden nach Neuveville (Neustadt) und von da nach Landeron. Vor dem Tore dieses Städtchens ging ich rechts ab und kam über einen Fußweg bald auf die Landstraße, welche hierhin führt. Hier fängt der Weg allmählich an zu steigen und geleitet nach St. Blaise. Auf der Anhöhe nahe bei diesem hübschen Dorfe genoss ich eine der herrlichsten Aussichten über den Neufchateler See hin. Der Weg geht auch hier durch Terrassen, Weinberge, zwischen Mauern hin. Es machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich, wenn ich über das niedere Gemäuer hin die Flächen des Sees überblickte und mein Auge an den fernen savoyischen Felsen, deren Häupter Schneewolken verhüllten und an dem steilen Felsenufer an der anderen Seite des Sees weidete. Die Oberfläche des Sees wurde vom Winde leicht bewegt und mehrere zerstreute Kähne glitten mit aufgespannten Segeln schnell darüber hin. Lange stand ich da, auf das Gemäuer gelehnt und labte mich an diesem Anblick.

(39) Gegen fünf Uhr kam ich hier an. Die Stadt präsentiert sich, wenn man vom Hügel herab kommt, sehr artig. Zur Linken sieht man den schönen See und das jenseitige Ufer und zur Rechten den Rebhügel, auf dem mehrere Landhäuser liegen, unter denen la Rochette sich durch seine Pracht auszeichnet. Eine lange gekrümmte steinerne Treppe führt zu dem herrlichen Gebäude hinauf, welches ein General namens Meuron<sup>15</sup> aufführen ließ. Als ich meinen Sack im Wirtshause abgelegt hatte, ging ich vor die Stadt spazieren. Ich besuchte die schönen Spaziergänge am Ufer des Sees und freute mich des schönen Anblicks. Als ich darauf an einem Gartenhause ein Schild erblickte, welches doppeltes Märzbier versprach, so war diese Reizung zu stark und lockte in einen kleinen Garten, in welchem ich einen Krug ziemlich guten Bieres trank, den ich aber mit 16 Sous teuer bezahlen musste. Während ich hinter meinem Krüge saß, ergötzten mich einige Bauern und Handwerker, welche mit großem Getöse Kegel schoben. Unterdessen war es dunkel geworden und ich kehrte zurück.

Die Stadt gefällt mir recht gut, sie ist gut gebaut und reinlich; das Rathaus am Markte gefiel mir ausnehmend wohl, unter anderen schönen Gebäuden bemerkte ich noch das Waisenhaus und das Hospital. Als mir heute abend das Buch gebracht wurde, in welches die Reisenden ihre Namen zu schreiben gehalten sind, wunderte ich mich sehr, den Namen des (40) Grafen Gustav Adolph von Holstein-Gottorp<sup>16</sup> als des ehemaligen Königs von Schweden zuletzt eingeschrieben zu sehen. So werde ich also diese Nacht die Ehre haben, mit einem ehemaligen Könige unter einem Dache zu schlafen. Das ist aber auch alles, denn Ihre Majestät hat geruht, sich einzuschließen.

Yverdun (Ifferten), den 10ten abends. Im Hirsch.

Der Neufchateler See ist 9 Stunden lang, zwischen Neufchatel und Cudresin zwei Stunden breit und gegen 400 Fuß tief. Er hing ehemals mit dem Bielersee zusammen und ist jetzt 2 1/2 Stunden von demselben getrennt. Er ist sehr fischreich. Heute Morgen besah ich in Neufchatel das Schloss und die dabei liegende, im 10. Jahrhundert erbaute Hauptkirche. Nebst dem Anblick dieser alten ehrwürdigen Gebäude, welche auf einem Hügel liegen, freute ich mich nochmals der schönen Aussicht über den See hin, welche mir gestern so viel Vergnügen gemacht hatte. Meine teure Zeche berechnend reiste ich um 8 Uhr ab und kam nach einer kleinen halben Stunde nach Serrières. Eine außerordentlich schöne Brücke, welche man für die größte und stärkste in der ganzen Schweiz hält, führte mich über den Bach Serrières. Sie ist von blauem Quader erbaut und hat nur einen sehr hohen Bogen. Der starke Bach quillt

---

<sup>15</sup> Charles Daniel de Meuron (1738 -1806)

<sup>16</sup> Gustav IV. Adolf (\* 1. November 1778 in Stockholm; † 7. Februar 1837 in St. Gallen) war König von Schweden von 1792 bis 1809.



ungefähr 800 Schritte von seinem Ausflusse in den Neufchatelet See in seiner ganzen Fülle aus dem Felsen und treibt auf seinem kurzen eiligen Laufe (41) mehr als zehn Mühlen. Da das Wasser so stark fällt, so liegt jede Mühle dicht an der andern. Ich machte mit Vergnügen den kurzen Weg zu der schönen Quelle. Von Serrières kam ich nach Auvernier, welches an einer schönen Seebucht liegt, nach Colombier, welches reich an herrlichen Aussichten und Alleen ist, an dem Landhause Bieds und einer Zitzfabrik<sup>17</sup> vorbei nach Arnuse. Hier kam ich an den sehr reißenden, starken Bach dieses Namens, welcher gegen Boudry zu einen beträchtlichen Fall bildet.

In Boudry, nahe bei Cortaillod, wo der beste Wein dieser Gegend wächst, trank ich einen Schoppen herrlichen rothen Wein, und gelangte dann über Bevais, St. Aubin und Vaumarens nach Concise, dem Grenzorte des Kantons Lemar. Hier wurde mir von den Gensdarmes des pays de Vaud mein Pass abgefordert und visiert. Hernach kam ich durch das Städtchen Granson, in dessen Nähe Karl der Kühne im Jahre 1476 von den Schweizern geschlagen wurde. Hier näherte ich mich der Stadt Yverdon, welche ich zur Linken an einer schönen Seebucht liegen sah, und wohin mich schöne Pappelalleen längs dem Seeufer hin in einer Stunde führten. Das Städtchen ist von der Orbe und Thiele umflossen, welche sich hier in den Neufchatelet See ergießen. Hier stand das Ebzodunum der Römer. In der Mauer eines Hauses in der Straße du Four steht eine unter Septimius Severus gesetzte Meilenstatue. Gleich nach meiner Ankunft ging ich auf das Schloss, um den Brief zu überbringen, den mir Mäder an (42) Pestalozzi mitgegeben hatte. Mein Verlangen, diesen großen Mann zu sehen, war aufs höchste gestiegen. Ich ging zu ihm hin, als wenn ich zu einer höchst wichtigen Verrichtung, zu denen wir nur selten in unserem Leben gelangen, hätte gehen sollen. Der Mann zog mich mächtig an sich und ich bildete mir allerlei Vorstellungen und Ideen von ihm, nicht, wie groß er wohl von Körper sei und welche Farbe sein Schlafrock habe, sondern, welche wohl die Gesichtszüge seien, wie wohl das heitere oder ernste Äußere beschaffen seien und ob es auf den großen Mann erraten lassen möchte. – Als ich zum Schloss kam, kehrten die Zöglinge, ohngefähr 80 an der Zahl, von einem Spaziergange, nebst ihren Lehrern, zurück. Pestalozzi war nicht im Schlosse. Ein Lehrer fragte einen der Zöglinge: „Weißt du nicht, wo Vater Pestalozzi ist?“ Und dieser rief seinen Mitschülern zu: „Wisst ihr denn nicht, wo der Vater hingegangen ist?“ Da niemand wusste, wo er war, so war einer der Lehrer so gefällig, mir ihn suchen zu helfen. Nach langem Suchen fanden wir endlich den drei und achtzigjährigen Greis<sup>18</sup>, mit der Brille in der Hand, in Nachdenken versunken, auf der Straße. Als ich ihm mein Compliment gemacht und darauf den Brief von Mäder überreicht hatte, nahm er mich bei der Hand und führte mich so zum Schlosse die Treppe hinauf und in ein Zimmer, wo ich mich neben ihn auf ein Sopha setzen musste. Eine halbe Stunde blieb ich bei ihm. Er sprach mit mir von politischen Angelegenheiten und teilte mir einige Neuigkeiten aus Briefen mit. Da die (43) Hauptstunden heute schon geendigt waren und ich also dem Unterrichte nicht beiwohnen konnte, so lud er mich ein, auf einen Tag bei ihm zu bleiben, welches ich aber ungern ablehnen musste, denn meine Zeit ist beschränkt, wie weit mein Geld reichen wird, weiß ich noch nicht, und was habe ich denn gesehen, wenn ich einmal durch alle Lehrstuben gelaufen bin? Könnte ich längere Zeit bleiben, wie gern würde ich dies ergreifen. – Tief rührte mich die Leutseligkeit, mit der der ehrwürdige Greis mich empfing, und die Wärme, mit der er sprach. – Mein Mäder beklagt sich, sagte er, wie er gewöhnlich zu sprechen pflegt, in schweizerischem Dialekt, mein Mäder beklagt sich, dass ich ihm noch nicht geschrieben habe. Sagen Sie ihm, wenn Sie ihn wieder sehen, ich vergesse keinen meiner Schüler, allein ich schreibe auch keinem; denn allen kann ich nicht schreiben, und der eine ist mir so lieb als der andere. – Pestalozzi schien, was seine Person betrifft, nicht viel auf Putz und Ordnung zu halten. Ich fand ihn mit ungekämmten

---

<sup>17</sup> Zitz = feine Baumwolle

<sup>18</sup> Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827) war damals erst 66 Jahre alt. 1804 hatte er sein Erziehungsinstitut nach Yverdon-les-Bains verlegt. 1813 befand sich die Anstalt bereits im Niedergang; so hatte z.B. Pestalozzis Schüler Friedrich Fröbel bereits drei Jahre zuvor Yverdon im Streit verlassen.

Haaren, in einem alten Unterrock, einer grauen alten Hose und ohne Hut. Die Strümpfe hingen über die Pantoffeln hinab. – Die Last der Jahre und ein mühevolleres, oft beunruhigtes Leben haben tiefe Furchen in seine Stirn gezogen, allein diese Furchen vermochten den Ausdruck der Heiterkeit, des freundlichen Ernstes und der reinen Menschenliebe nicht aus seinem Gesichte zu verdrängen. Herzlich drückte er mir, als ich wegging, die Hand und bot mir seinen Mund zum Kusse. Gerührt verließ ich ihn und froh zugleich, den großen Erzieher (44) gesehen und mit ihm gesprochen zu haben. – Möchten ihm noch einige Jahre des Lebens vergönnt sein, und der Welt noch viele nützliche Bürger, noch viele Menschenfreunde zu bilden, und in den Herzen seiner Zöglinge den Keim der Tugend zur schönen Pflanze zu erziehen.

Pestalozzis Institut hat in diesen unruhigen Zeiten sehr abgenommen. Sonst hatte er gewöhnlich über 150 Zöglinge und jetzt nur 80. Nebst diesem hat er noch ein Mädcheninstitut in einem andern Flügel des Schlosses. Das Schloss, in welchem Pestalozzi wohnt, liegt ohngefähr in der Mitte der Stadt und hat die Aussicht auf den See. Es ist fest, mit Mauern, Türmen und Gräben umgeben, und 600 Jahre alt.

Ich machte nachher einen Spaziergang um den See, welcher bei dem sehr starken Winde hohe Wellen warf. Die Alleen zwischen der Stadt und dem See sind herrlich. An der anderen Seite der Stadt kam ich noch durch mehrere schöne Alleen und an prächtigen Landsitzen vorbei, welche die reizendste Lage haben. Der Teil des Jura, der am Anfang des Sees steht, heißt hier Chasseron und ist 3625 1/2 Fuß über die Seefläche erhaben. Das Wetter ist diesen Abend unangenehm und rau und der Wind schneidet, deswegen kehrte ich bald zurück, obgleich ich noch gern meinen Spaziergang fortgesetzt hätte, denn die Gegend ist herrlich und am See hat man prächtige Aussichten. Der Aufenthalt hierselbst muss in der schönen Jahreszeit entzückend sein.

Ich bin heute ziemlich übel angekommen. Nach Ebels Anleitung (45) fragte ich nach dem Gasthof zum Hirsch, wo ich mich auf ein gutes Quartier freute. Man zeigte mir das Haus und auf dem Schilde galoppiert ein Hirsch. Das wäre wohl in der Ordnung, allein ich bin wohl missverstanden worden und wahrscheinlich hat man mir statt des Gasthofes die Fuselkneipe zum Hirsch gezeigt, und ich will wetten, dass die Leute sich an mir versehen haben. Sie glaubten vielleicht, in meinem Ranzen sei Pechdraht oder Schwefelfaden und dergleichen und hätten vielleicht eher an ihren Tod gedacht als daran, dass ein Student seine zerrissene Hose auf dem Rücken trage. Da kann ich nun aber weiter nichts anfangen als mich gern oder ungern dreinfügen, und da dies nicht zu ändern ist, so muss mir mein Wirt und meine respektive Frau Wirtin Unterhaltung geben oder vielmehr, ich muss sie von ihnen nehmen, denn Pierre, mein Kneipier, bewegt sich nur mechanisch wie ein Bär auf einem Nürnberger Klingerkästchen und würgt die Worte heraus, als wenn er für jedes ein Brechmittel eingenommen hätte. Marguerite, die Kneipièrè, ist indessen geschäftig, den seltsamen Gast zu bedienen und möchte jeden Stuhl zerschmeißen, weil sie sich schämen muss, ihn à Monsieur zu präsentieren, der so eben seinen Namen und Stand eingeschrieben hat und von dem man keine geringe Meinung zu haben scheint, denn weil Monsieur schreibt, so darf sich kein Kind rühren und Pierre paukt phlegmatisch darauf los, wenn der kleine Jaques (46) nicht stille sitzen will. Indessen möchte wohl Monsieur Pierre die Ruhe nicht mit Aufopferung seines trägen Leibes so strenge handhaben, wenn er wüsste, dass Monsieur, indem er ganz eifrig schreibt, sich über ihn lustig macht. – Ich sitze hier hinter einem Unschlittlichte und ergötze mich an meinem Wirte; drei Kinder sitzen auf dem Boden und können sich nicht satt an mir sehen. – So eben bekam Monsieur Pierre Besuch. Der Nachbar Nagelschmidt kam zu einer Partie Taroc, so hörte ich sagen. Obs wahr ist, weiß ich nicht. Sie sitzen unter einer duftenden Tranlampe an der anderen Seite der Stube, mir gegenüber. Pierre zerplagt sich gewaltig, indem er Karten gibt. Vielleicht wurde einmal vor langen Jahren mit diesen Karten von vornehmen Damen Taroc gespielt, allein mein Leben wäre mir zu lieb, um sie, wie sie jetzt sind, Damen anzubieten. Sie setzen so fest aufeinander, dass Pierre sie nur mit großer Mühe voneinander trennen kann und sind mit einem

Thran und Bier- und Schweißkleister überzogen. Pierre fährt, so oft er eine Karte losmachen will, mit den Fingern ins Maul, dann wieder auf die bekleisterten Karten und wieder.

Monsieur, me voila au fait, sagt die Wirtin. A l'instant, Madame. Ich soll essen, meine Augen werden an Stelle des Mundes vertreten. Sie werden bald satt sein, aber der Magen bleibt leer. (47)

Saint Saphorin bei Vevay, den 11ten Abend.

Erbärmlich war gestern mein Nachessen und ich tat schlechten Zuspruch. Ich bekam jedoch zu meiner Freude ein reinliches Bett und schlief gut. Heute Morgen machte ich wenig Ansprüche und zog, nachdem ich eine mäßige Zeche bezahlt hatte, um sieben Uhr ab. Ich zog den nähern Weg nach Lausanne über Echallens (Tyscherlitz) vor. Anfangs ging ich ein wenig irre, welches mir eine halbe Stunde raubte. Ich ging über mehrere Hügel und durch einige schmutzige Dörfer, in welchen die Mistbrühe über die Straße floss, welches mich so sehr verdroß, dass ich blindlings hindurchpatschte, ohne mich nach ihrem Namen zu erkundigen. Beinahe hätte ich hier mit einem Bauern Händel bekommen, wenn er nur etwas weniger Verstand gehabt hätte, denn seine Füllen, welche an der Straße weideten, liefen, als sie mich sahen, davon, und ich sah mich, weil ich mich nicht aufhalten wollte, genötigt, sie wohl eine halbe Stunde lang vor mir herzutreiben. Glücklicherweise sah der Bauer aber bald ein, dass die Schuld an mir nicht lag und gab sich Mühe, seinen Füllen auf einem Seitenwege den Pass abzuschneiden. – In Echallens nahm ich mit herrlichem Appetit ein Frühstück zu mir. Als ich die Höfe bei Romanel, dem nächsten Dorfe bei Lausanne, erreichte, eröffnete sich mir die herrlichste Aussicht. Das Wetter hatte sich aufgeheitert und der noch ziemlich starke Wind verscheuchte die schwarzen Wolken. Als ich auf die Höhe kam, erblickte ich (48) auf einmal die grotesken Felsen an dem jenseitigen Ufer des großen Genfer Sees, den ich vor mir und auf beiden Seiten übersah. Das rauhe Wetter dieser Woche hatte die kahlen Gipfel der hohen savoyischen Gebirge mit Schnee bedeckt und über mehrere Klüften sah ich dichte Wolken gelagert, welche vom Winde getrieben langsam von den Bergen wegzogen und dann schneller durch die Lüfte dahin flogen. Herrlich glänzten in Sonnenschein die weißen Felsen, und der untere waldbewachsene Teil der Berge, mit grünen Weideplätzen untermischt und allmählich in den See sich hinabsenkend, stand da in purpurnem Dunkel. Von diesem feierlichem Anblick überrascht und angezogen, blieb ich eine Weile stehen und legte mich dann wieder, um denselben in ruhiger Betrachtung zu genießen. –

Um ein Uhr kam ich in Lausanne an, lief bergauf und nieder und wieder herauf, bis ich in der Rue du Bourg in einem logis à pied einkehrte, weil ich nicht gesonnen war, daselbst zu übernachten, sondern heute noch hierhin zu gehen, um den Weg hierhin zu der günstigsten Zeit des Tages zu machen. Ich ließ mir etwas zu essen geben und ging dann zur Kathedalkirche, zu welcher eine hohe steinerne Treppe hinaufführte. Die Kirche ist ein schönes gotisches Gebäude mit einem prächtigen hohen durchsichtigen Turm. Die Portale sind mit schöner Bildhauerarbeit verziert. Auf der Terrasse vor der Kirche, welche mit Kastanienbäumen besetzt und mit Bänken versehen ist, hat man dieselbe Aussicht wie auf der Höhe bei Romanel, aber näher. Schade, dass ein Haus (49) die Aussicht gegen Südosten verwehrt. Einen schönen Anblick gewähren die grünen Ebenen am See gegen den Jura zu, welcher sich allmählich aus ihnen erhebt. Von hier übersah ich einen großen Teil der ziemlich schönen, aber alten und auf Hügeln erbauten Stadt und ging dann hinab vor das Genfer Tor auf die Promenade Montbenon, von welcher man ebenfalls die schönste Aussicht hat. Rechts am Wege ist eine beträchtliche Vertiefung, welche auf der Mittagsseite mit Reben bepflanzt ist. Von hier aus gesehen nimmt sich die Stadt und die Kathedalkirche sehr schön aus. Die Stadt liegt nahe am Genfer See, welcher 18 Stunden lang und meistens 4 Stunden breit ist. Lausanne ist sehr volkreich und es gibt darin erstaunlich viele Weinhäuser. Sie hat ihren Namen von laus Anna (Annenlob). Der römische Kaiser Aurelian soll im Jahre 264 hier auf einem Hügel den Flecken Colonia eustris haben anlegen lassen, wo jetzt die rue du bourg steht. Hätte ich Bekanntschaften hier gehabt,

so möchte ich mich wohl einen Tag aufgehalten haben, um einige Merkwürdigkeiten, Mineralienkabinette, römische Altertümer und einige sehenswerte Fabriken zu besehen. Es sollen feine Sitten und ein gebildeter Umgangston ohne Laster da herrschen. Mich von dieser Seltenheit in der heutigen Zeit zu überzeugen, wäre mir sehr angenehm gewesen, allein wie hätte ich mich in meinem Reiseanzuge darbierten dürfen?

Nach drei Uhr reiste ich ab und gegen Vevay zu. Über Pully, Paudex, Lutey, Vilette und Cully kam ich nach St. Saphorin, vier Stunden weit von Lausanne. Langsam und gemächlich ging ich diesen Weg, denn er (50) ist der schönste, den ich bis jetzt gemacht habe. Die schöne saubere Straße führt zwischen niedere Mauern durch Weinberge, welche sich auf gemauerten Terrassen zur Linken erheben und in denen man viele schöne Land- und Rebhäuser sieht. Rechts nahe am Wege liegt Matthissons<sup>19</sup> gepriesener Genfersee, den dieser Dichter so würdig besungen hat und jenseits erheben sich die savoyischen schneebedeckten Felsen bis in die Wolken. Der Wind hatte sich gelegt und jede Schattierung zeichnete sich trefflich aus. Über die vier Stunden breite Spiegelfläche des Sees sah ich mit Vergnügen hinüber und mein Auge ruhte gefesselt auf dem prächtigen Gebirge, den Wäldern und grünen abhängenden Matten, den netten Städten und Dörfern am jenseitigen Ufer. Vor mir sah ich ebenfalls den See, etwas links die steilen Berge des Jorat, von denen sich zwei sich ähnliche schneebedeckte Spitzen vorzüglich über die andern erheben, und rechts, in größerer Entfernung über den Einfluss der Rhone hinaus, hohe Gletscher. Hätte ich doch heute Matthissons Gedichte bei mir gehabt, wie hätte ich den lieblichen Natursänger verstehen können, wie warm würde ich mit ihm gefühlt haben, was seine glühende Empfindung aussprach. Unvergleichlich, dem Pinsel unnachahmlich und der Feder unerreichbar ist diese Gegend. Hier hat die freigebige Natur ihr reiches Füllhorn ausgeleert und die Ufer des Genfersees mit allem Gutem und Schönen so reichlich beschenkt. Mir selbst entrissen wandelte ich diesen Weg, nur sehend und fühlend, und huldigend dem Vater der Natur. Die Stunden (51) waren mir entschwunden, ehe ich daran dachte, sie begonnen zu haben.

Als ich noch eine Viertelstunde von hier war, nahte sich die Sonne dem Untergange. Ich setzte mich auf eine Mauer, das feierliche Schauspiel zu betrachten. Matter und immer matter gab der ruhige See ihr strahlendes Bild zurück und röter und immer röter hob sich dunkle Purpur der Berge am See. Sie verschwand hinter dem Jura. O! dass sie noch verweilet hätte! Was ich hier fühlte und empfand, das habe ich nie beim Untergang der Sonne gefühlt und empfunden, denn nie sah ich das göttliche Schauspiel in solcher Pracht. Mit voller Brust verließ ich meinen Sitz. Die hohen Berge vor mir waren noch eine Viertelstunde länger von der Sonne beschienen. Herrlich waren die Berge schattiert und rötlich strahlte der Schnee auf den Gipfeln, während die Sonne für das Tal schon verschwunden war. Da hinauf, wo der Sonne Bild noch seine Strahlen hinsandte, hätte ich mich schwingen mögen, noch einmal sie untergehen zu sehen. Wie wohl! wie wohl war mir heute an deinem Busen, treue Mutter Natur! Wie reichlich beschenkst du deine Söhne, wenn sie dich sehen und fühlen, wenn sie dich erkennen und deine Schönheit empfinden. Sollte ich diesen Tag aus meinem Leben austreichen und ungesehen und unsichtbar machen, was ich sah, nie fühlen, was ich heute fühlte, eher möchte ich diesen Tag mit Jahren verkaufen und ich würde mich des Kaufes freuen und frohlocken. Wie fühlte ich mich erhoben und mein Herz erweitert. Der ganze Weltkreis hatte in meinem (52) weiten Busen Raum und hätte sich mir ein Todfeind dargeboten, ich hätte ihm verziehen und zugerufen: Komm, sei mein Bruder, freue dich und sieh, wie schön! wie schön! – Das Dorf St. Saphorin, in dem ich bin, liegt nahe am See. Hier wachsen die herrlichsten Feigen und die schönsten Weintrauben von Europa; dieses Tal wird la Vaux oder Kyf-Tal genannt und hier zwischen Cully und St. Saphorin wächst der beste Ryfwein (Vin de la Vaux)<sup>20</sup>.

---

<sup>19</sup> Der Schriftsteller Friedrich von Matthisson (1761-1831) hatte 1788-1790 in Nyon gelebt, 1789 publizierte er sein Gedicht „Der Genfersee“.

<sup>20</sup> Das Lavaux ist ein Weinbaugebiet am nordöstlichen Ufer des Genfer Sees.

Ich bin hier in einem recht ordentlichen Hause. Der Wirt ist verreist. Die Wirtin, eine alternde Frau, ist sehr gefällig. Ich werde auf meinem Zimmer speisen, das ich seit meiner Ankunft noch nicht verlassen habe. Herrlich schmeckt mir der liebe Ryfwein, dem ich ordentlich zuspreche. Auf einen so schönen Tag muss auch ein guter Abend folgen.

Payerne (Peterlingen), den 12.ten Abends, à la maison de ville

Die Lieblichkeit des Ryfweins bewog mich, davon 3 Schoppen zu trinken, und er hätte mich beinahe überflügelt, wenn ich nicht zu rechter Zeit aufgehört hätte. Ich hatte ein frugales, aber recht gutes Nachtessen, bezahlte schon gestern abend meine Zeche und reiste heute morgen um halb sechs Uhr ab, als noch alles im Wirtshause schlief. Ich machte an dem Springbrunnen im Dorfe meine Toilette und ging mit langsamen Schritten, des heitern Wetters und des Aufgangs der Sonne mich freuend auf Vevay zu. Zwar konnte ich (53) die Sonne noch nicht sehen, aber ich sah, wie sie allmählich ihr Licht über Berg und Tal und den ruhigen Genfersee ausgoss, und wie sie erst die Schneegipfel der Berge bestrahlte und wie die Berge, immer mehr bestrahlt, ihr Hinaufsteigen verkündeten. Gleich vor dem Dorfe geht eine Brücke über die wilde Vevaise, welche prächtig und rauschend über einen Felsen hinabstürzt und von dem Molisson im Kanton Freiburg herabströmt. Der Weg geht hier so fort wie derjenige, den ich gestern mit so vielem Vergnügen machte. Ich kam um halb sieben Uhr in Vevay an, frühstückte in einem Weinhause und lief dann in der Stadt herum, welche mir sehr gut gefiel. Sie hat eine der schönsten Lagen am Genfersee, welche durch die blendende Mannigfaltigkeit sowohl einer wilden und erhabenen, als schönen und reizenden Natur einzig ist. Ich besuchte den schönen Spaziergang am See, sah die Kornhalle und bewunderte den großen laufenden Brunnen nahe dabei. Hernach ging ich hinauf zur Martinskirche, wo ich mich auf der Terrasse an der herrlichen Aussicht labte. Ich ließ mir die Kirche öffnen, um ihr Inneres und ihre Einrichtung zu sehen, welche mir sehr wohl gefiel. Es befinden sich in derselben mehrere schwarzmarmerne, in die Mauer eingesetzte Grab- und Denkmäler, unter den das Grabmal Ludlow<sup>21</sup>, eines Richters Carls I. von England, das merkwürdigste ist. Die Kirche gehört der französisch reformierten Gemeinde und es stehen an derselben vier Pfarrer. (54)

Es herrscht unter den Einwohnern in Vevay viel Geselligkeit, wenig Prunk, Glanz und Leichtigkeit. Gerne wäre ich länger hier geblieben, allein was mich von Lausanne wegtrieb, trieb mich auch von hier, der Mangel an Gesellschaft und mein Verlangen, die deutsche Schweiz und das Berner Oberland zu sehen. In Städten weile ich nicht so gern als im Freien und sitze lieber auf einem Steine, an einer schönen Aussicht mich weidend, als im Gasthof. Wenn ich mich auch sehr darauf freute, eine schöne Stadt zu sehen, so behagt es mir doch nicht lange darin, ich muss hinaus und dann ist mir wohl.

Einige Merkwürdigkeiten hätte ich in Vevay noch sehen können, z. B. das Naturalienkabinett des Herrn Doktor Levade und eine beträchtliche Sammlung von Schweizerlandschaften von Brandouin, allein ich weiß nicht woher es kommt und ich möchte es fast tadeln, dass, seit ich gestern und heute morgen die Natur so schön sah, mir jede Nachahmung, jedes der Natur abgerissene Stück tot vorkommt. Allzu gewaltig muss der Anblick dieser unbeschreiblichen Szenen auf mich gewirkt und mir, für jetzt wenigstens, jeden Geschmack an der nachbildenden Kunst geraubt haben.

Gegen acht Uhr reiste ich ab. Die Landstraße nach Moudon führt durch Weinberge in einer Stunde auf beträchtliche Höhe und zu dem (55) Wirtshause Chevres, wo man eine herrliche Aussicht hat und mit einem Blicke die ganze unvergleichliche Gegend überschaute. Hier blieb ich

---

<sup>21</sup> Edmund Ludlow (1617-1692), einer der am Todesurteil gegen Karl I. beteiligten Richter, floh 1662 nach der Restauration der Stuarts in die Schweiz.

stehen, um von dem Genfersee und seinen reizenden Ufern Abschied zu nehmen, die mir so frohe, so glückliche Augenblicke gewährten. Nie wird der Eindruck verschwinden, die der Anblick dieser Gegend und meine Wanderung am Ufer des Sees auf mich machte. Der Weg führte mich dann an dem See de Bray (Bromagus) vorbei, welcher auf dem Berge liegt, sehr fischreich ist und eine Stunde im Umfang hat, und dann durch Esertes und Mezières nach Moudon (Milden). Die Straße ist, weil sie ziemlich gerade ist, etwas langweilig, oder kam mir wenigstens so vor, weil mein Auge nicht das fand, was das Kyf-Tal darbietet. Indessen hatte ich doch viele schöne Aussichten. Der Weg geht zwischen zwei Anhöhen hin, welche oben Holz tragen und unten den zahlreichen Herden gute Weideplätze und den Bauern fruchtbare Äcker geben. Um ein Uhr kam ich in Moudon an, da aber hier sich nichts Merkwürdiges fand und ich mich vor der Langeweile scheute, so änderte ich mein Vorhaben, da zu bleiben, wieder ab und wollte noch anderthalb Stunden weit bis nach Marnan gehen, wo ein gutes Wirtshaus sein soll. Hier fand ich nur ein einzelnes, am Wege (56) stehendes Haus und da dies mich eben nicht anzog, so ging ich ohne allen Aufenthalt weiter und frisch drauf los, bis ich um halb acht Uhr nach einem Marsche von 11 starken Stunden hier ankam. Die letzte Stunde musste ich im Dunkeln durch einen Wald gehen, wobei ich mich sehr vor dem Fallen zu hüten hatte. Ich glaube hier in einem ziemlich guten Wirtshause zu sein, wenigstens ist es ziemlich vornehm.

Bern, den 13.ten Abends (Zu den Schifflenten)

In Payerne hatte ich ein recht gutes, nicht teures Quartier. Heute morgen um sieben Uhr reiste ich bei angenehmem Wetter ab. Payerne gehört, wie mir schien, zu den mittelmäßig schönen Städtchen. In zwei Stunden kam ich nach Avenche (Wiflisburg), wo ich mich nicht aufhielt. Diese ziemlich artige kleine Stadt liegt etwas erhaben, eine halbe Stunde vom Murtensee. Es ist das alte römische Aventicum helvetiorum. Von der römischen Stadt ist jedoch nur wenig übrig. T. Florus Sabinus, der Vater des Kaisers Vespasian, liegt hier begraben. Darauf kam ich nach Morat (Murten), wo ich sehr gutes Kirschwasser kaufte und frühstückte. Hier sah ich den Murtensee, lac de Morat, welcher nicht so schön ist als die anderen Seen, die ich sah. Er scheint ziemlich trübes Wasser zu haben und ist an seinen schilfbewachsenen Ufern einem Sumpfe nicht ungleich. Murten ist (57) ein stilles, nicht übel gebautes Städtchen. Von Murten ging ich in ein Tal hinab zum Fluss Aa und kam dann nach Gumminen, wo der Berner Kanton anfängt und sich von dem Kanton Freiburg scheidet, zu dem Murten gehört. Zwischen Murten und Wiflisburg trennt sich der Kanton Freiburg vom Kanton Lemman. Auf dem Landjägerposten zu Gumminen wurde mein Pass visiert. Von Gumminen kam ich in drei Stunden hierhin. Sehr schöne Aussichten boten sich mir heute oft dar und zuweilen führte mich die Landstraße durch liebliche kühle Buchen- und Tannenwälder. In einem solchen schönen Buchenwalde legte ich mich, da es heiß war, etwas seitwärts von der Straße ganz sorglos nieder und schlief eine Stunde.

Als ich wieder weiter ging, sah ich von ferne einen Berner Landjäger kommen, der mit wankenden Schritten bald der einen, bald der anderen Seite der Landstraße zustolperte. Als er zu mir herankam, tat ich, als bemerkte ich ihn nicht und ging weiter. Er blieb aber stehen und rief mir zu: Guter Freund, wo will er hin? Ich hörte nicht und gab keine Antwort. Als er des Rufens müde war, lief er mir nach und fragte mich aufgebracht, warum ich nicht antworte? Ah! sagte ich ganz gelassen, hat er mir so zugerufen? Das wusste ich nicht, denn ich bin ja sein guter Freund nicht und heiße auch nicht Er. (58) Haben Sie einen Pass? fuhr er darauf etwas höflicher fort. – Ja. – „Wo ist er?“ – In meiner Briefftasche. – „Zeigen Sie ihn mir.“ – Nicht eher, als bis er einen Kameraden geholt hat, denn einem einzelnen Landjäger zeige ich auf offener Straße meinen Pass nicht. – „Sie müssen ihn mir zeigen.“ – Wenn er mit mir nach Bern gehen will, so will ich ihn ihm zeigen. – Sie müssen mit mir zurück nach Gumminen. – Was aber heute nicht geschehen wird. – Sie müssen in Teufels Namen! – Versuch er's und seh er einmal, ob er mich hinbringt. – Er machte Bewegung, an seinen Säbel zu greifen und ich packte meinen Ziegenhainer fest; darauf besann er sich und sagte: Ja, ich will nun eben nicht, aber wenn ich

wollte, so müssten Sie mit. – Nun, wenn das alles ist, sagte ich, so geht es schon gut, und zog, ihn auslachend, weiter. Dieses Späßchen mit dem Landjäger machte mir viel Vergnügen.

Ich kam durch viele kleine Dörfer, wo die artigen Bäuerinnen alle beschäftigt waren, den Hanf zu den langen Winterabenden zuzubereiten. Alle waren lustig und guter Dinge und sangen miteinander. Mehrere riefen mich an und winkten mir und schämten sich dann, wenn ich auf sie zukam. Wenn ich dann einiges mit ihnen gesprochen (59) hatte, fragten sie mich wohl, wer ich sei? und ich sagte ihnen unverhohlen, ich sei ein reisender Student, das wollten sie aber nicht glauben, weil, wie sie sagten, die Landjäger die Hausierer nicht gerne hereinließen.

Der Weg geht über mehrere anmutige Hügel. Eine Stunde von hier fängt eine schöne Lindenallee an, welche bis an die Stadt kühlen Schatten gibt. Um fünf Uhr kam ich hier an. Die Schönheit der Stadt, die geraden Straßen, die Regelmäßigkeit und Pracht der öffentlichen Gebäude und aller Häuser, die Reinlichkeit, der klare Bach, welcher durch die Stadt fließt, die schönen Bogengänge an beiden Seiten der Straßen, unter den Häusern her, alles dieses überraschte mich ungemein. Ich habe noch keine schönere Stadt als Bern gesehen. Dazu kommt noch die niedliche Nationaltracht der Frauenzimmer und die freundliche Miene, die unter den Hauben hervorsieht, die mit einem Flor, wie die Heiligen mit einem Glanze, umgeben sind. Die Bürger- und Bauernmädchen in dem größten Teile des Kantons tragen lange damastene schwarze Kleider bis an die Knöchel. Die Brust ist unten mit einem niedlichen schwarzen Jäckchen und über diesem mit einem feinen, sorgfältig gefälteten Hemde bekleidet. Den halben Arm bedeckt ebenfalls der Hemdärmel (60) von feiner Leinenwand. An beiden Seiten der Brust hängt eine silberne Kette, welche oben und unten an einem Kreuze oder einer Schaumünze oder dergleichen befestigt ist. Der Kopf trägt eine schwarzseidene Haube, welche vorne mit einem breiten Flor besetzt ist, der sich nach hinten zurückschlägt und dem Kopfe beinahe Flügel gibt. Zuweilen tragen sie einen kleinen hochgelben Schwefelhut, mit flatternden blauen und roten Bändern. Auf dem Rücken wallen die Haare, mit breitem Floretbande durchflochten, herab, und diese Bänder, welche länger als die Haare sind, hängen bis auf die Erde. Diese Tracht gefällt mir so wohl, dass ich mir wohl, so schlecht oder gut als möglich, ein Konterfei davon machen möchte. Die Kleidung der Männer ist nicht auffallend, aber die der Frauenzimmer desto mehr. Die Vornehmeren kleiden sich nach der Mode. Indessen gefällt mir diese nie wechselnde Nationaltracht besser als jedes Modenspiel, welches immer wechselt und mit jedem Wechsel bewirkt, dass es nichts Haltbares hat.

Als ich zum Tore hereinkam, wurde mir mein Pass abgefordert, den ich morgen bei der Zentralpolizei abholen soll. Mit Vergnügen bemerkte ich in dem Berner Kanton eine strenge Polizei und Ordnung und unterziehe mich den kleinen Unannehmlichkeiten, die dies verursacht, gern. So bemerkte ich auf dem Landjägerposten in Gumminen, dass der Landjäger auf jeden (61) Vorbeigehenden Acht hatte und ihn, wenn er ihn für einen Fremden hielt, um seine Papiere fragte. Er versicherte, es sei an allen Eingängen des Kantons also beschaffen. Gern reise ich in eine Gegend, wo für die öffentliche Sicherheit also gesorgt ist und kann der Berner Polizei das Lob nicht versagen, dass sie noch aufmerksamer zu sein scheint als die französische. Aus Ebel weiß ich, dass man hier in den sogenannten Zunfthäusern sehr gut aufgehoben ist, und ich kehrte deswegen „zu den Schifflenten“ ein, wo ich dies auch finde.

Gleich nach meiner Ankunft machte ich einen Spaziergang auf den Wall, wo man den schönen Aarfluss unten um die Stadt fließen sieht, während man sich oben, unter schönen Bäumen, auf einem angenehmen, mit Bänken versehenen Rasenplatze befindet. Schlangenwege führen von hier zum Flusse hinunter, in dem man über den jähren Wall hinabsieht. Dann ging ich auf den Teil des Walles, der die kleine Schanze genannt wird, wo ich mich ungefähr eine Stunde aufhielt. Hier hat man eine schöne Aussicht auf die lachende Gegend, welche in reizendem Grün, mit Landhäusern, Dörfern und schönen Alleen untermischt da liegt. Die Stadt ist recht fest. Sie hat hohe Wälle und Gräben, welche aber im Frieden, also auch jetzt, trocken sind. Die

Wälle sind mit herrlichem Grün bekleidet und in mehreren (62) Abteilungen der trockenen Gräben, in denen jeder ein Springbrunnen steht, sieht man eine Menge zahmer Rehe und Hirsche. Nicht für eine Kriegs- sondern für eine Lust- und Sonntagsfestung sollte man Bern ansehen. Als es dunkel wurde, ging ich auf ein Kaffeehaus, wo ich mehrere Zeitungen las.

Den 14ten

Nach dem Frühstück ging ich diesen Morgen vor das Thuner Tor, wo schöne Spaziergänge sind. Heute ist Markttag und scharenweise strömte das Landvolk zu den Toren herein. Als ich die Menge durch die Straßen ziehen sah, ging ich auf den Marktplatz, um sie daselbst beisammen zu sehen. Hier strich ich zwischen den Bauern und Bäuerinnen und den Gemüsekörben herum, um die verschiedenen Trachten zu mustern. Keine war mir auffallender als die der Bewohnerinnen des drei Stunden von hier entlegenen Guggisberges. Ich ging dann nach Hause, um mir aus dem Gedächtnisse eine hingeworfene Abbildung von ihnen zu machen. Es war mir ein sehr ungewohnter Anblick, diese frischen Bauernmädchen so auffallend gekleidet zu sehen. Die bunten, nur bis an die Knie reichenden, mit einem breiten Bande besetzten Röcke, welche die Blöße der Knie zeigen, die kleine Schürze, der schmale Brustlatz, die unter dem Knie gebundenen Strümpfe, das weiße, Brust und Arme be- (63) kleidende Hemd, das bunte, um den Kopf gewundene Tuch, die langen Haarzöpfe, alles dies machte diese Tracht höchst drollig. Ich wünschte mir das Zeichnen zu verstehen, um diese auffallend gekleideten Weiber ein wenig ordentlich abkonterfeien zu können.

Als ich mit der Abbildung der Guggisberger Grazie fertig war, ging ich zum Münster. Bei demselben ist einer der schönsten Spaziergänge, die Plattform genannt. Sie liegt hoch und unter sich sieht man, an dem umfassenden Gemäuer stehend, schöne Gärten und die prächtig strömende Aar, welche in einem halben Zirkel dicht um die Stadt fließt. Sehr deutlich sieht man hier die Gletscher des Grundelwalds, den großen Eiger, die Jungfrau, das Wetterhorn und das Schreckhorn. Sie ist mit dichtbelaubten Kastanienbäumen besetzt und mit bequemen Bänken versehen, auf denen man angenehm ruhend sich der herrlichen Aussicht erfreuen kann. Zwischen den Alleen sind schöne Rasenplätze, welche man nicht betreten darf. Der reinliche Berner duldet es sogar nicht, dass man hier raucht. Nach einem kurzen, aber angenehmen Aufenthalte hieselbst bestieg ich das ziemlich hohe schöne Münster. Auf der Gallerie zeigt sich hier, was man auf der Plattform sieht, noch deutlicher und ich betrachtete mit innigem Wohlgefallen die ganze prächtige Stadt. Außerordentlich große Glocken sah ich hier mehrere, und unter diesen eine silberne. Oben sind einige recht nette Zimmer, welche die Wächter bewohnen. Schön und mit sehr vielen Bild- (64) hauerarbeiten verziert ist das Portal der Kirche, die den Reformierten gehört und in der die wenigen Katholiken, welche hier wohnen, ebenfalls feiern.

Nun setzte ich meinen Spaziergang fort und ging vor die Stadt. In einem der Stadtgräben sah ich zwei alte Bären, welche sich in einem Zwinger herumtummelten. In einem anderen Zwinger sind noch zwei junge, welche aber in den Stall eingeschlossen waren. Da ein Bär in einem roten Schilde das Stadtwappen ist, so gibt man sich hier die Mühe, immer mehrere Bären zu ernähren. Zu einem anderen Tor ging ich wieder herein und kam dann zum Spital, worin schwächliche und alte Arme ernährt und auch fremde Nettleidende gespeiset werden. Ein niedlicher Blumengarten mit einem schönen Springbrunnen liegt zwischen den Gebäuden, zum Vergnügen der Armen, welche behaglich da saßen. Der Eintritt steht jedermann offen. Darauf kam ich an der sogenannten Insel, dem eigentlichen Krankenhause, einem prächtigen, von fließendem Wasser umgebenen Gebäude vorbei.

Alles ist hier so schön und wohl eingerichtet, dass man Bern wohl als das Ideal einer schönen Stadt aufstellen dürfte. Die Häuser in der Hauptstraße, welche gerade durch die ganze Länge der Stadt geht, sind, wie in den größeren Nebenstraßen, alle gleich, von grauen Steinen erbaut



und sehen so frisch aus, als wären sie mit Ölfarbe bestrichen. Überall laufen die prächtigen Bogengänge, unter welchen sehr viele Laden sind, unter ihnen hin, so dass man hier, wenn es regnet, keines Schirmes bedarf. Prächtige Springbrunnen, mit den schönsten Statuen verziert, sieht man in allen Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen. Strenge wacht die Polizei über Ordnung und Reinlichkeit, welche man nirgends verletzt sieht. Gestern sah ich die Galeerensklaven<sup>22</sup> die Stadt durchziehen, um die Straßen zu reinigen. Die Weiber gingen voran, besprengten die Straßen und kehrten den Kot zusammen, dann kamen die Männer, warfen ihn in einen Karren, den sie weiter zogen, und so war in einer Stunde die ganze Stadt gesäubert.

Die Lage der Stadt ist ausnehmend schön. Klar und hell bespült die schöne Aar die grünen Wälle und schlängelt sich durch das Tal. Rebhügel erheben sich allmählich in weiterer Entfernung zu höheren schönen Bergen. Die Luft ist rein und erquickend und mit jedem Atemzuge sauge ich neues Leben ein und fühle mich stark und wohl. Hier bliebe ich länger, wenn ich könnte und hätte ich vieles Geld nach Wohlgefallen zu verzehren, ich wählte wahrlich Bern. Das schöne Bern hat mir wieder Sinn für Stadt- und Kunstschönheiten gegeben. Wen sollte auch die Kunst nicht anziehen, wo sie mit der Natur so schön sich einet?

Nach dem Mittagessen ging ich zuerst auf die Bibliothek. Ich stand da und besah die Bände, welche man nicht herausnehmen darf und konnte nicht (66) begreifen, wie man dies als etwas Außerordentliches und Seltenes ausgeben konnte. So hatte ich keine Lust, länger da zu bleiben und war schon im Begriff wieder wegzugehen, als ein junger artiger Mann, wahrscheinlich ein Bibliothekar, mich fragte, ob ich nicht das Naturalienkabinett sehen wolle? Dies suchte ich anderswo, und dankte ihm dafür, dass er mir sagte, dass ich so nahe dabei wäre. Dieses Kabinett ist durch seinen Reichtum an schweizerischen und anderen Merkwürdigkeiten, von denen der große Haller<sup>23</sup> die meisten sammelte, sehr interessant. Es enthält eine sehr große Menge Mineralien, ausgestopfte Vögel, vierfüßige Tiere, Kunstwerke usw. Unter den Vögeln bemerkte ich vorzüglich eine Menge Adler und Geier, einen Trappen, eine Kropfgans oder Pelikan und einige Kraniche, unter den vierfüßigen Tieren mehrere Gemsen, einen sehr großen Steinbock und anderes mehr. Auch zwei Krokodile und eine große Schlange waren da. Durch die Mitte des Saales standen viele Kasten mit Versteinerungen, Muscheln und anderen seltenen Naturprodukten, welche aber, da der Zuschauer zu viele waren, nicht alle gezeigt werden konnten. In glasbedeckten Kasten standen mehrere Basreliefs, Nachbildungen von Gletschern, da. Sie waren, wie ich glaube, von Bronze, denn ich konnte sie nicht untersuchen. Unter diesen gefiel (67) mir der Gotthard mit den ihn berührenden Bergen vorzüglich gut. Als ich wieder auf die Straße kam, sah ich die hiesigen Kanoniere ausrücken und zog mit ihnen. Ich sah ihnen mit Vergnügen zu, wie sie vor dem Aarberger Tal im Feuer exerzierten und bewunderte ihre erstaunliche Behendigkeit und Geübtheit, mit der sie auf dem Schützenplatze die Kanonen hin- und herzogen und nach verschiedenen Seiten hinfeuerten. Das Krachen der Kanonen weckte das Echo in allen Bergen, welches den Donner vielfältig, hier leiser, dort lauter, wiedergab. Als ich ihnen eine Weile zugesehen hatte, ging ich der Straße nach und kam auf das Engi, einen sehr artigen Spaziergang auf einer Anhöhe, mit Tischen und Bänken besetzt. Auf diesem schönen Standpunkte eröffnete sich eine herrliche Aussicht, welche mich lange fesselte.

Als ich wieder hereingegangen war, besah ich noch das Kornhaus, ein großes prächtiges Gebäude, auf vielen Säulen erbaut, zwischen welchen das Getreide verkauft wird und ging

---

<sup>22</sup> Die Galeerenstrafe im wörtlichen Sinne wurde Mitte des 18. Jhs. abgeschafft. Der Begriff hielt sich weiter als Synonym für Zwangsarbeit („travaux forcés“), wie sie etwa der Code pénal von 1810 vorsieht. Bern hatte hier allerdings eine lange unrühmliche Tradition: Bereits im Täufermandat von 1585 wurden die täuferisch gesinnten Schweizer Brüder zur Galeerenstraße verurteilt.

<sup>23</sup> Albrecht von Haller (1708-1777), Berner Mediziner und Botaniker

dann nach Hause. Als ich meinem Tagebuche meine Schuldigkeit geleistet hatte, ging ich in die Wirtsstube hinab. Das Essen war noch nicht aufgetragen und ich setzte mich an einen Tisch, an welchem ein hiesiger Kanonieroffizier im Gespräche mit der Wirtin saß. Es tat mir leid, dass ich mich dahin gesetzt hatte, weil (68) die Wirtin sich sehr über ihren Mann beklagte und der Offizier ihren Mann zu verteidigen suchte, und ich wollte wieder aufstehen, als der Offizier mich fragte, was ich davon denke. Die Wirtin hatte sich beklagt, dass ihr Mann zu oft ausgehe und sich nicht um sie bekümmere, während der in anderen Wirtshäusern sitze und sich betrinke. Die Frage des Offiziers kam mir wirklich sehr unerwartet und die Sache war mir zu kritisch, als dass ich ihm eine ganz genügende Antwort hätte geben können und wollen. Die Frau fuhr aber desto hitziger über das Betragen ihres Mannes her und ermangelte nicht, derbe über ihn zu schimpfen. Der Offizier, der ihr Vertrauen zu besitzen schien, wurde nicht minder hitzig und hielt sämtlichen Eheweibern eben keine Lobrede. Er schimpfte über ihre Anmaßungen, über ihre übertriebenen Forderungen und ihr misstrauisches Lauern auf jeden Schritt ihrer Männer. Der Mann sprach wirklich aus Erfahrung und mochte wohl in mehreren Sachen Recht haben. Die Frau schien das einzusehen. Sie wurde ganz umgestimmt und sanft und durch das Zureden des Offiziers so weit gebracht, dass sie ihm versprach, ihren Mann, nach seinem Rate, gelinder zu behandeln und alles Mögliche anzuwenden, um das gute Einverständnis, das sonst zwischen ihr und ihrem Manne herrschte, wider herzustellen und sein Vertrauen wieder zu gewinnen. Stillschweigend erkannte (69) sie ihre eigenen Schwächen an, die ihr der Offizier ganz unverhohlen bemerkte und ließ seinen begründeten Worten Gerechtigkeit wiederfahren. Sie wurde durch die frohe Aussicht auf ein zufriedenes Zusammenleben mit ihrem Manne ganz erheitert, und die Freude drückte sich deutlich auf ihrem Gesichte aus, als der Offizier ihr versprach, sein Bestes zu tun, um auch ihren Mann auf andere Wege zu führen. Ich wunderte und freute mich über diese seltene Frau, welche so viel über sich gewinnen konnte, dass sie, durch die Worte eines Mannes überzeugt, und in meinem Beisein, ihre Schwächen stillschweigend eingestand. Noch mehr aber freute ich mich über den redlichen braven Krieger, der sich der Gefahr aussetzte, ein Weib wütend zu machen und der mit so vieler Wärme sprach, um ein unzufriedenes Ehepaar wieder glücklich zu machen und den Hausfrieden wieder herzustellen. Zufriedener wird er das Bewusstsein einer stillen guten Handlung im Busen als den Preis der Tapferkeit, einen Orden oder Ehrenstern auf dem Rocke tragen.

Leissingen, den 15ten Abends

In dem Wirtshause in Bern hatte ich es sehr gut und ausnehmend wohlfeil. Ich hätte es nicht erwartet, dass ich für zwei Abendessen, ein Mittagessen, zwei Frühstücke und zwei Nachtlager nur 6 Francs 6 Sous bezahlen sollte. Heute Morgen gegen halb acht Uhr (70) verließ ich das reizende Bern wieder. Ich ging zum Thuner Tor hinaus und eine Stunde lang durch eine angenehme Allee, wo ich an einigen Stellen herrliche Aussichten hatte. Über Konolfingen und mehrere andere artige Dörfer führt die Landstraße nach Thun. Rechts sieht man im Tale die Aar durch grüne Matten dahinfließen und jenseits Berge und Hügel, welche immer höher sich erheben, je weiter man kömmt. Immer näher rückte ich hier den Gletschern des Berner Oberlandes, welche ich immer deutlicher sehen konnte. Leichte Wolken sah ich um ihre Häupter spielen und majestätisch erhoben sich die meisten Gipfel. Dieser Anblick, den ich bis jetzt noch nicht so nahe gehabt hatte, war mir sehr erfreulich und zog mich mächtig an. Ehe ich es vermutete, kam ich gegen ein Uhr nach Thun, denn so eilig war mir die Zeit verfliegen, indem ich die hohen Gletscher betrachtete und mich freute, ihnen mit jedem Schritte näher zu kommen. Zuerst fiel mir das schöne, auf einem Hügel bei der Stadt liegende Schloss in die Augen und darauf sah ich die Stadt, in welcher ich bald ankam. Indem ich durch die Straßen ging, sah ich viele Knaben mit Armbrüsten kommen, welche sich in einem Hause versammelten, wo sie, wie ich nachher hörte, sich im Schießen üben. Dies gefiel mir wohl, denn die Armbrust ist eine altschweizerische Waffe und eine (71) Armbrust rettete, von Tells treuer freier Hand geführt, des Schweizer Landes Freiheit. Im Weißen Kreuz aß ich zu Mittag und ging

dann zum Herrn Pfarrer Koch, an welchen der Herr Präsident Petersen<sup>24</sup> in Straßburg mir einen Gruß aufgetragen hatte. Er war nicht zu Hause und ich hatte, bis er zurückkam, das Vergnügen, mich mit seiner artigen Tochter angenehm zu unterhalten. In ihm fand ich einen freundlichen biedereren alten Mann. Er lud mich ein, einige Tage bei ihm zu bleiben, welches ich auch ohne weiteres getan haben würde, wenn meine Zeit nicht so beschränkt wäre und das Berner Oberland mich nicht so gewaltig anzöge. – Die Stadt Thun ist ziemlich schön und hat eine vortreffliche Lage am Thuner See. Die Gegend ist sehr reich an Obst und hat schöne Äcker.

Ich kam um einige Stunden zu spät, sonst hätte ich mit dem Postschiff für wenige Batzen nach Interlaken fahren können. Gegen drei Uhr ging ich weiter. Vor dem Tore holte ich zwei Bauernmädchen ein, welche in Thun Obst verkauft hatten. Ich grüßte sie und ging dann vor ihnen her, ohne mich weiter um sie zu bekümmern. Als ich ihnen um einige Schritte voraus war, rief die eine von ihnen mir zu, was ich in den Güttern da habe, die ich auf der Seite trage? Ich sagte ihr, es sei Brenz drinnen, (72) und sie bat mich alsdann inständig, sie doch einmal trinken zu lassen, da sie so viel Durst habe. „Jo, ´s hat alleweil so viel Durst“, sagte die andere. Ich schüttete ihr etwas Kirschwasser in meinen Reisebecher, allein sie wollte ihn voll geschüttet haben, was ich auch tat. In einem Zuge trank sie den Becher leer und gab ihn mir, den Brenz lobend, zurück. Beide fingen nun ein Gespräch mit mir an und machten mir einen gar seltenen Antrag. Zuerst fragten sie mich, wo ich her wäre, und was ich denn in der Schweiz mache? Ich sagte ihnen, ich sei über hundert Stunden von hier zu Hause, wo die Berge aufhörten und das Land platt und eben sei und ich sei bloß deswegen in die Schweiz gekommen, um sie zu sehen und dann wieder wegzugehen. Das Erstere konnten sie nicht begreifen und das Letztere wollten sie nicht glauben, weil es wohl nicht der Mühe wert wäre, über hundert Stunden weit zu laufen, um Berge zu sehen. Darauf sagte mir die Brenztrinkerin, der es auch wohl ohnehin im Hirnkasten spucken mochte und die durch das Kirschwasser auch wohl etwas benebelt war: Hör er, er gefällt mir. – Das wäre mir ja lieb, sagte ich. – Un wenn er ´n Schweizer wär, un wenn er us unserm Dörfli wär, i möcht ´nen wohl. – So? gefalle ich ihr? – Jo wegerli, er gefällt mer. hett er denn no nit gewibt? – Nein, ich bin noch zu haben, und wenn sie mich heiraten will, so bin ich damit zufrieden. – Jo, wenn er mit mer in un- (73) serm Dorf wohne will, so will i gern. – Daraus wird nichts, wenn sie mich heiraten will, so muss sie mit mir ziehen. – Jo, i wolt wohl, aber mini Muotter. – Was denn? – Mini Muotter wird nei darzu sage. – Warum denn? – Wil´s so gewaltig witt isch, aber chumm er numma mit, mer welle fragen und welle halt bitte. – Mit ihr gehe ich nicht, dazu habe ich keine Zeit. - ´S isch nitt witt, dort hinter sellem Hübel litt user Dörfli. – Dahin gehe ich nicht, wenn sie auf der Stelle mit mir ziehen will, so bin ich damit zufrieden. – Wenn mini Muotter numme nit balgt, chumm er do in sell Wirtshaus, dört will i ´s bedenke, dört zahlt er us e Mösli Alte, und dört welle mer lunge. – Ich kann mich nicht aufhalten und zahle nichts. – Jo, er mag ni mit, i sieh´s wohl. Chumm numme herg, Marey, mer trinken e Schöppli Neue.

Das Mädchen hatte gute Anlagen zum Trinken. Obgleich ihr der Heiratsantrag wohl nicht von Herzen gehen mochte, so war er doch darauf berechnet, um e Mösli Alte umsonst trinken zu können. Wenn sie auch ihren gebührenden Verstand hatte, so schien er doch nicht am rechten Fleck zu sitzen und dennoch war sie pffiffig und schlau, vielleicht auch liederlich. Dies kann ich jedoch wegen ihrer Gestalt und ihrem schlechten Äußeren nicht glauben.

Ich kam durch ein schlechtes Dorf und dann nach (74) Spietz. Hier gedachte ich zu übernachten, allein so schön die Lage des Dorfes und Schlosses auch ist, so fand ich doch zu meinem Verdrusse kein Wirtshaus, das mir anstand. Ein junger Mann, der vor dem Schlosse spazierte und wahrscheinlich der Bewohner desselben ist, machte mich mit der Beschaffenheit des Wirtshauses bekannt, und als ich die Beschreibung desselben gehört hatte, bequeme ich

---

<sup>24</sup> Peter Petersen (1762-1820), gebürtig aus Basel, seit 1805 Präsident des reformierten Konsistoriums Straßburg

mich hierhin zu gehen und mein Glück in einem womöglich besseren Wirtshause zu versuchen. Ich musste über einen steinigten, sehr unbequemen und oft sehr schmutzigen Fußweg gehen, der mich über mehrere Hügel führte, von denen ich eine entzückende Aussicht auf den schönen Thunersee und die jenseitigen Alpen hatte, welche schroff und steil aus demselben emporsteigen. Allmählich lagerte sich die Nacht über den Tälern und nur die fernen Gletscher leuchteten wie helle Punkte, bis das Licht des Tages gänzlich verschwunden war. Nun war ich noch auf den Bergen und tappte einsam und unbekannt mit dem Wege in der Finsternis herum, welche mich, ehe ich es vermutete, überfallen hatte. Ich musste mir Mühe geben, den Fußpfad nicht zu verlieren, der an einigen Stellen schmutzig war und an anderen über spitze Steine ging, über welche ich leicht hätte fallen können. Endlich erreichte ich Hecken und bald darauf einen etwas breiteren Pfad. Nun ging es bergab, ich hörte Hähne krähen und freute mich ihres (75) Geschreis mehr, als ich mich an einem anderen Orte einer schönen Musik freuen würde. Bald hernach sah ich Licht und kam dann im Dorf an. Viele Hausväter saßen vor ihren Hütten und grüßten mich mit einem N'Obe wohl! Herzlich dankte ich ihnen und war froh, vom Wirtshause nicht mehr fern zu sein. – Ich bin hier bei herzlich guten Leuten, welche einfach, bieder und zuvorkommend mir jede Bequemlichkeit zu verschaffen bemüht sind. Mit dem größten Vergnügen plauderte ich mit ihnen und erzählte ihnen manches, wobei die Hausbewohner mit aufgesperrten Mäulern, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und mit den Händen den Kopf stützend, um mich herum saßen. Mit großer Aufmerksamkeit hörten sie mir zu und sprachen nur schüchtern mit mir. Sie werden doch wohl nicht so närrisch sein, mich für einen incognito reisenden Prinzen zu halten. Mein Anzug wäre freilich ein wahres Inkognito für einen Prinzen. – Morgen, ich kann den Tag kaum erwarten, morgen sehe ich den Staubbach und die Jungfrau, morgen begrüße ich ein Teil armer Hirten, bei denen ich reine Unschuld und ländliche Sitteneinfalt zu finden hoffe. Wie froh will ich bei ihnen sein, den unschuldigen, ehrlichen Hirten!

Lauterbrunnen, den 16ten Abends, bei Herrn Pfarrer Weber

Nach sechs Uhr reiste ich heute Morgen von Leissigen ab, wo ich bei meinem treuherzigen Wirte ein gutes (76) Nachtquartier hatte. Ich ging dicht am Ufer des Sees hin, auf einem angenehmen Wege, am Fuße eine schön besuchten Berges. Ich war willens, nach Interlaken zu gehen, welches zwischen dem Briener und Thuner See eine äußerst schöne Lage hat und ziemlich gebaut ist. Herrliche Aussichten hatte ich über den spiegelglatten See, in dem die Morgenröte lieblich sich spiegelte. Die Sonne beschien den See noch nicht und nur die Spitzen der Berge strahlten in ihrem Glanze. Liebliche Wohlgerüche an Kräutern dufteten mir von den Bergen entgegen, kein Wind wehte und die Luft war ganz lau in dem Tale. So genoss ich eines herrlichen Morgens. Als ich ohngefähr dem Einfluss der Aar in den Thunersee gegenüber war, traf ich einen holzhauenden Bauer an, mit dem ich einige Worte sprach und dem ich es gar nicht übel nahm, dass er mich für den Bedienten einer vornehmen Herrschaft ansah, der derselben voranreise, um ihr Quartier zu bestellen. Er gab mir den Rat, nicht über Interlaken zu gehen, sondern einen näheren Weg nach Lauterbrunnen zu benutzen. Ich ging also nach seiner Weisung durch einen sehr engen Felsenpass und kam dann auf einmal in ein liebliches, mit schönen Fruchtbäumen bepflanztes Wiesental. Das schönste Grün bekleidet da den Boden. Wald und hohe schroffe Felsen sah ich rechts und links, und vor mir starre Gletscher vor Lauterbrunnen. Dieser herrliche Anblick überraschte mich ungemein. Ganz davon entzückt kam ich nach (77) Wilderswyl, einem Dörfchen, wo Hirten wohnen, wie im ganzen Tale. Die Häuser sind hier ganz mit Brettern bekleidet, welche an einigen ländlich zierlich ausgeschmückt sind. Ich ging die reißende Zweilütschine hinauf, welche wild daherströmt und immer über Felsklumpen mit starkem Getöse hinunterfällt, bis in das Dorf Zweilütschinen, wo die Weißlütschine aus dem Grundelwald und die Schwarzlütschine aus dem Lauterbrunnentale sich vereinigen.

Auf diesem Wege laufen den Reisenden alte Weiber und Kinder, welche sie bemerken, nach und bitten dringend um einen Chrätzer oder numme en halben. Gibt man ihnen nichts, so lachen sie hinterher: E schöner Herr, hat chei Geld, oder wenn sie noch übler wollen, so werfen sie mit Steinen, welches letztere mir jedoch nicht begegnet ist, obgleich ich viele abgewiesen habe, denn ich wäre wohl selbst leer ausgegangen, wenn ich allen, die mir nachliefen, etwas hätte geben wollen. Dies hätte ich in diesem Tale, wo ich völlige Unschuld und Sittenreinheit zu finden hoffte, nicht erwartet, und muss mit großem Missvergnügen mein schönes Ideal, das ich hier in der Wirklichkeit suchte, ziemlich heruntergesetzt sehen.

Nun ging ich auf Lauterbrunnen zu, die Lutschine zur Linken und hohe, senkrechte, steile Felswände dicht zur Rechten. Hier steht eine Felsenwand einige Fuß weit vor und bildet eine dunkle Ecke. In dieser (78) steht eine neue Bank und drüber eine erst kürzlich in den Felsen eingegrabene Inschrift: „Hier ward der Freiherr von Rotenflün von seinem Bruder erschlagen. Der heimatlose Mörder, in Bann, Acht und Verzweiflung, endigte in fernem Auslande, seinen einst blühenden Stamm.“ Obgleich dies Plätzchen, vorzüglich kühl und schön, dem müden Wanderer eine labende Ruhe zu geben geeignet ist, so wohlmeinend auch die Absicht des Mannes sein mag, der zum Andenken an jene in grauer Vorzeit verübte Tat die Inschrift eingraben und die Bank dahin setzen ließ: So ist es jedoch zu längerem Verweilen nicht einladend. Schauer durchdrang meine Glieder, als ich die Inschrift gelesen hatte und Schauer und Schrecken hauchten die Felsen aus. Eilenden Schrittes wird der Wanderer vorüberfliehen und nicht weilen an der Stelle, wo der Bruder den Bruder erschlug. Er wird sich hinwegwünschen von dem stillen gräßlichen Orte und dem Brudermörder fluchen und seiner Tat.

Als ich mich dem Dorfe Lauterbrunnen näherte, erschien mir der große Gletscher hinten im Tale immer deutlicher, so wie auch die Jungfrau, deren Gipfel ich aber, wegen der erstaunlichen Höhe, nicht sehen konnte. einen sehr hohen steilen Felsen sah ich zur Rechten, der von oben bis unten von Wasser troff und viele Wasserfälle auf beiden Seiten, welche 600-1000 Schuh hoch senkrecht hinunterstürzten. Einige von ihnen erreichen die Erde als Staubregen, da sie sehr wenig Wasser haben. In fürchterlicher Höhe entrinnen sie den (79) Bergen und fließen hinab bis an die platten Felsenwände, über welche sie der Lutschine rauschend zustürzen. Bald erblickte ich nun auch den Staubbach, das größte Wunder des Tales, von der Seite, wo er am kleinsten erscheint. Ich drückte meine Mütze in die Augen und ging so, den Blick auf die Erde geheftet, weiter. So ging ich durch das Dorf. Als ich der Pfarrwohnung, welche hinter dem Dorfe bei der Kirche liegt, ohngefähr gegenüber war, blickte ich auf und sah den Staubbach in seiner ganzen Größe, aber bei weitem nicht in seiner ganzen Schönheit. Er fällt über die Wand des Pletschberges 8-900 Fuß tief hinab, löst sich in den feinsten Staub auf und schwebt als eine ätherische, blendend weiße, ewig wechselnde Gestalt in den Lüften.

Da ich wusste, dass der hiesige Herr Pfarrer Reisende gegen Bezahlung bewirbt, so kehrte ich in dem Pfarrhause ein, wo ich von der Frau Pfarrerin ausnehmend herzlich und liebevoll aufgenommen wurde. Der Herr Pfarrer hielt gerade Wochenpredigt, kam aber bald nach meiner Ankunft nach Hause. Auch er empfing mich mit der größten Freundlichkeit. Seine Wohnung liegt dem Staubbach gerade gegenüber und ist nur 300 Schritte davon entfernt, eine Wohnung, die ich ihm herzlich gönne, um die ich ihn aber auch beneide. Er machte mir sogleich das gefällige Anerbieten, mich zu dem Staubbach hinzuführen, um ihn von der Sonne beschienen zu sehen. Wir mussten eine Weile warten, bis die Sonne hinter einem Gewölk (80) hervorkam und wurden unterdessen recht nass, weil wir so nahe dabei standen. Als sie endlich hervorblickte, o welche Pracht! welches unbeschreibliche Schauspiel! Den schönsten Regenbogen sah ich zehn Schritte vor mir im Staubbach und noch einen mattern Regenbogen über dem Ersteren. Ein Anblick, um hinzustürzen und anzubeten.

Heute nachmittag hatte der freundliche Herr Pfarrer die Güte, mich weiter in das Tal hinein zu führen, wo ich den hinteren Gletscher näher sah und die schönsten Aussichten in das Tal hatte. Sehr oft täuschte ich mich hier in der Berechnung der Entfernung der Gegenstände, welches wohl von der erstaunlichen, mir so ungewohnten Höhe der Berge herkommt. Berge und Gletscher, welche vier Stunden weit von mir entfernt waren, glaubte ich nur eine halbe Stunde weit. Hier stürzen noch auf allen Seiten kleinere Staubbäche herunter, überall rauschen Quellen, welche kristallhell aus dem Felsen hervorsprudeln und entweder durch ihre Reinheit und Lauterkeit oder durch ihre Menge (lauter Brunnen) dem Tale den Namen geben. Ich trank hier mit dem Herrn Pfarrer das beste und reinste Quellwasser, das ich je getrunken. Der Herr Pfarrer führte mich hernach zum Trümmelbach, der hoch durch ein selbgegrabenes Felsenbett hinunterfällt. Wir stiegen an der linken Seite des Falles hinauf, wo wir in das Becken sehen konnten, in dem das Wasser von einem (81) starken Falle auszuruhen scheint, um einen noch stärkern zu bestehen. Schauerlich siehts in dem Schlunde aus, durch den er hinunter schäumte. Hernach stiegen wir auch an der rechten hinauf, wo wir recht in den grausam gähnenden Schlund hineinblicken konnten, durch welchen die schäumenden Flutzen stürzen. Um dieses zu können, hatten wir einen kleinen Abhang bestiegen, den man vom Tale aus nur mit Mühe sehen kann, weil er nur ein Punkt an den ungeheuren Felsenpyramiden ist. Als wir aber oben waren, sahen wir das Tal tief unter uns und jetzt bemerkte ich es erst, dass wir so hoch standen.

Nachdem ich diesen schönen Bach und Wasserfall hinlänglich gesehen hatte, führte mich der Herr Pfarrer wieder eine Anhöhe hinauf, wo wir hernach in einen Felsengang traten, welcher durch Menschenhände ausgehauen tief in den Felsen hineingeht und wo man einmal Erz gesucht hat. Eine schöne Wölbung, ein Werk der Natur, einen Triumphbogen, unter dem noch keine Fürsten durchgezogen, erblickt man, wenn man in der Grotte steht und gen Himmel sieht. Prächtig rundet sich der Bogen wie ein abgemessenes Kunstwerk und durch die ungeheure Öffnung sah ich von meinem finsternen Standorte aus die liebliche Bläue des Himmels, ein Anblick zum Entzücken. Diese Wölbung sieht man kaum vom Tale aus und den Eingang der Grotte möchte man für eine Fuchshöhle halten.

Auf einem gewissen Standpunkte im Tale zeigte mir der Herr Pfarrer den Gipfel der Jungfrau, den ich (82) aber kaum erkennen konnte. Die untern Zacken und niederen Eismassen sah ich recht deutlich und hielt sie, obgleich sie noch weit von hier sind, für sehr nahe. Eine ungeheure Eispyramide, vielgezackt und mannigfach gestaltet, erhebt sich die Jungfrau um 10.422 Schuh über das Tal. An den vielen Spitzen der Jungfrau beobachteten wir den Untergang der uns unsichtbaren, hinter uns untergehenden Sonne. Röter und immer röter färbten sich die weißen Eiswände, bis die Sonne schwand und sie auf einmal bläulich weiß sich zeigten. Noch einmal überzogen sie sich mit einem rötlichen matten Schimmer und hüllten sich dann allmählich in grauliches Dunkel.

Herrlich! herrlich ist in diesem Tale. So gütig und so reich, so mild und wieder so wunderbar schrecklich vereinigt hier die Natur die Milde, die Güte, Pracht, die Erhabenheit und die Fruchtbarkeit. Unzählige klare Quellen tränken die Bewohner und ihre Herden und überziehen den Grund des Tales mit dem lieblichsten Schmelz des Wiesengrüns. Stark und kräftig schießen die Bäume empor und bieten dem Hirten Obst und kühlen Schatten, wenn er, von seiner Herde umgeben, mit seiner Schalmei von Baumrinde den muntern Kuhreigen den Bergen zuflötet und ein vielfaches Echo erwartete. Prächtig erheben sich gen Himmel und über alle steht aufgetürmt der unerreichbar hohe Eispalast, die Jungfrau, bläulich glänzend und furchtbar starrend vom ewigen Eise. Wer vermöchte sie alle zu umfassen, wer sie (83) gehörig zu würdigen, diese Wunder der Natur? Von Wunder zu Wunder hingerissen, kann man sie nur betrachten und anstaunen; aber wer sie zu erfassen und zu vermessen sucht, wird vergebens sich bemühen, man kann sie nur sehen und staunen.

Als wir darauf nach Hause gegangen waren, setzten wir uns zu einer Flasche Wein auf den Balkon, wo ich mich mit dem Pfarrer und seiner Gattin auf das angenehmste unterhielt, während ich gerade gegenüber den Sturz des Staubbachs mit unersättlichen Blicken betrachtete. Welcher Pfarrer in Europa dürfte sich einer schöneren Wohnung rühmen, denn wo in Europa ist ein zweiter Staubbach, wo ein zweites Lauterbrunnental?

Vier junge Leute wollen morgen über die Scheideck nach Grindelwald gehen und ich habe mit ihnen, um etwas an dem Führerlohn zu ersparen, verabredet, mit ihnen und ihrem Führer diesen Weg zu machen.

Grindelwald, den 17ten abends (Im Steinbock)

Der Herr Pfarrer Weber gewährte meine Bitte und beschrieb mir ein Stammbblatt. Heute morgen nach acht Uhr ging ich noch einmal zum Staubbach und sah den Regenbogen noch schöner als gestern. Darauf nahm ich Abschied von dem Herrn Pfarrer Weber, dem ich für seine Gefälligkeit nicht genug danken konnte. Allzufrüh musste ich das Lauterbrunnental wieder verlassen und sah auf dasselbe wie auf ein verlassenes Elysium zurück. Mit meinen vier Gymnasiasten aus Solothurn und ihrem (84) Führer zog ich nun ab.

Eine Stunde lang ging der Pfad sehr steil den Tschuggen hinauf bis auf die Wenger Alp. Wir sahen immer tiefer in das Tal hinab, welches prächtig, von der Lüttschine durchströmt, zu unseren Füßen lag und erblickten hier auch den oberen Fall des Staubbachs, welcher kleiner über dem Größeren dennoch gewiss sehr beträchtlich ist, obgleich er uns in der großen Entfernung ziemlich klein erschien. Hier auf der Wenger Alp kamen wir zwischen vielen zerstreuten Sennhütten und Ställen durch, welche Sommer und Winter hindurch bewohnt sind. Die Ställe sind aus behauenen, übereinander gelegten und zusammengefügt Baumästen und Stämmen erbaut, welches ihnen das Aussehen von Holunder-Meisenfallen gibt. Die dünnen Schindeldächer der Ställe sowohl als der Häuser sind gegen die Gewalt des Windes mit schweren Steinen belegt. Immer höher erhoben wir uns jetzt über das Tal, welches wir bald zwischen den hohen Bergen nicht mehr sehen konnten, kamen in einen Tannenwald und gelangten dann auf eine Höhe, wo wir Schnee fanden. Darauf bogen wir, immer steigend, um die Ecke des Mengerbergs, welcher von dem Fuße der Jungfrau durch den Schlund Trümletental getrennt ist. Als wir hier auf einem Plätzchen, wo der Schnee geschmolzen war, ein wenig ausruhten, sahen wir zurückblickend die hohen Alpen jenseits des Tales, deren Gipfel immer mit Schnee bedeckt sind. Wir kamen jetzt der (85) ungeheuren Jungfrau immer näher und gelangten bald auf eine Stelle, wo wir uns diesem außerordentlich erhabenen Koloss gerade gegenüber befanden. Auf der Höhe der Alp steht hier eine Sennhütte, welche die Hirten aber schon verlassen hatten. Da lagerten wir uns, um unser mitgenommenes Brot und Käse zu verzehren und genossen in gemächlicher Ruhe des über alle Beschreibung prachtvollen Anblicks der erstaunenswürdigen Felsen und Eismassen. Fürchterlich senken sich die Gletscher der Jungfrau hinab in das Trümletental, in steilen Eiszacken, welche Bergen gleichen. Schauerlich tief winden sich fürchterliche Schluchten zwischen den steilen Pyramiden hindurch und bewahren in ihren Abgründen das ewige, nie schmelzende Eis. So steht die Jungfrau mit ihren vielen Spitzen und Eisfelsen; und sieht in unveränderlicher Gestalt die Stürme der Zeiten an sich vorüberziehen, wie die Geschlechter der Menschen. So steht sie schon seit der Gründung der Erde als Urgebirge da, ein unermesslicher, mit Eis bekleideter Granit. Wolken sind ihre Locken, mit ewigem Eise ist sie umgürtet, und grüne Täler sind ihr Fuß. Bläulich weiß umhüllt sie ihr starres Gewand, und noch nie legte sie es ab, solange sie da steht. Welch ein Anblick! Starr gefesselt schweift das Auge auf die ungeheuren Eisfelsen umher und sieht die Stelle, wo sie wohl (86) enden mögen. Wer hat sie ermessen, die ungeheuren Eisgefülle? Unermesslich reichen sie eins an das andere und verlieren sich in unerreichbarer Ferne, und über die Wolken hinaus reichen die zackigsten Gipfel. Starr selbst, versetzt sie den Wanderer, der sie betrachtet, in starres stummes Erstaunen und in eine bewusstlose Bewunderung, wie

nur die kolossalischen Meisterwerke der Natur es vermögen. Neben der Jungfrau sahen wir zur Rechten den Mönch, zur Linken den großen und kleinen Eiger, ungeheuerer Gletscher. Weiter gegen Grindelwald zu erblickten wir den Mettenberg, das Schreckhorn, das Matterhorn und viele andere Gletscher des Grindelwalds.

Nicht lange hatten wir bei der Sennhütte gesessen, als eine Lawine fiel. Große Eis- und Schneemassen rissen sich von den Gletschern der Jungfrau los und rollten mit einem Getöse, das den stärksten Donner übertrifft, über die Eiswände und schroffen Felsen in vielen Absätzen bis in das tiefe Trümletental hinab, welches wir zwischen unserer Alp und der Jungfrau sahen. Lautes Krachen kündigte sie an und bald erblickten wir sie, wie sie schon in feinere Eisstücke zerknittert, wie große reißende Fluten durch die Schluchten dahin rollten, bis sie den Abhang erreichten und dann, Wasserfällen gleich, ins Trümletental hinabstürzten. Vor (87) und nach sahen wir sechs Lawinen stürzen und hörten mit Entsetzen ihr Donnern. Bei einigen dauerte das Getöse eine Viertelstunde lang. Es waren dies sogenannte Staub- oder Sommerlawinen. So vereinigte sich alles, um uns, während wir da saßen, in fortwährendem Anstaunen zu halten und unsere gierigen Blicke unaufhörlich zu beschäftigen und um einen unvergesslichen Eindruck auf uns zu machen. Noch weilt mein Geist auf der Alp gegen der Jungfrau über, das Getöse der stürzenden Lawinen schallt noch in meinen Ohren und ich vermag mich noch nicht loszureißen von den furchtbaren Szenen der Natur, deren Zeuge ich heute war.

Es ist unbegreiflich, wie die beiden Meyer aus Aarau das Unbegreifliche ausführen konnten, die Jungfrau bis zu ihrem höchsten Gipfel zu ersteigen.<sup>25</sup> Kein Bauer, kein Alpler will es glauben, „es ist nicht möglich“, sagen sie alle. Dennoch ist es so. In Zeitungen haben sie ihre gefahrvolle Wanderschaft ausführlich beschrieben, und was noch mehr und unwiderleglich dafür zeugt, der Herr Pfarrer Weber in Lautersbrunnen sah an dem Tage, wo sie oben ankamen, die Fahne, die sie auf dem höchsten Gipfel errichtet hatten. So ist es also nicht zu bezweifeln und man mag die Jungfrau immerhin nebenbei auch die Frau Meyerin nennen, denn wer zuerst den Gipfel der Jungfrau erstieg, sollte doch auch noch von der Nachwelt als (88) ein kühner, oder vielmehr tollkühner Unternehmer genannt werden.

Als wir unsere Sennhütte wieder verließen, hatten wir noch eine Stunde auf einem rauhen Wege zu steigen, bis wir den Gipfel der Scheideck erreichten, welche sich zu einer Höhe von 5.000 Fuß erhebt und über welche die Jungfrau noch um 5.422 Schuh emporragt. Als wir noch drei Stunden von hier, auf der Itramer-Alp in der Höhe des Eiger-Breithorns waren, erblickten wir einen Teil des Dorfes und der Kirche ganz deutlich. Hier ruhten wir wiederum eine Viertelstunde aus, und fingen dann an, hinabzusteigen. Nach einer Stunde kamen wir zu einigen zerstreut liegenden Sennhütten. Einige Kühe und Ziegen weideten nahe dabei. Wir fanden niemand in Hütten, und erst nach langem Rufen kam ein Mann hervor, der uns aber nichts geben konnte, weil sein Kamerad, wie er sagte, nicht da wäre. Er stieg nun etwas hinauf, wandte sich gegen eine viel höhere Alp hin und fing an, sein Juuhuhuhu zu rufen. Als er dies einigemal gerufen hatte, erscholl derselbe Ruf von einer sehr hohen Alp und bald darauf erblickten wir den Hirten, der im schnellsten Laufe von der Alp herab kam und bald bei uns anlangte. Wir baten ihn um Nideln (Sahne) und Brot, welches er uns gerne gab. Die Nideln schmeckten vortrefflich. Der Hirte (89) konnte anfangs kein Brot finden und erst nach langem Suchen brachte er einige Brötchen hervor, welche klein und rund wie kleine Lebkuchen waren und sehr süß schmeckten, da man sie nicht zu säuern pflegte. Ich habe mir die Hälfte von einem solchen Brötchen aufbewahrt. Vor der Sennhütte setzte ich mich mit meiner hölzernen Schüssel voll Sahne auf das Gras, brockte mein Brot hinein und ließ es mir herrlich schmecken.

---

<sup>25</sup> Erstbesteiger waren Johann Rudolf Meyer und sein Bruder Hieronymus mit den Führern Joseph Bortis und Alois Volken, die am 3. August 1811 vom Lötschental her den Berg von Süden erklommen hatten. Sie folgten ungefähr der heutigen Normalroute. Der Volksmund taufte daraufhin die bis dahin unberührte Jungfrau „Madame Meyer“.



Hätte neben mir eine gedeckte Fürstentafel gestanden, ich wäre wahrlich sitzen geblieben und hätte mein ländliches Mahl gehalten, ohne mich auch nur nach der Fürstentafel umzusehen. Die Männer versorgen hier das Vieh, melken und machen Butter und Käse, während die Weiber im Tale in ihren Winterwohnungen sich aufhalten. Sonnabends gehen sie hinab und bringen, was sie verfertigt haben, zu ihren Weibern, welche dann ferner dafür sorgen. Die Sennhütten sind niedrig und klein. Ringsum sind die Wände mit Milchsüsseln voll gerinnender Milch bekleidet. Über der Türe liegen einige kleine Balken, darüber ein Strohsack mit einer Decke und darauf schläft der Senne.

Die Hirten wollten für das, was sie uns gegeben hatten, nichts fordern, sondern sie stellten uns die Bezahlung frei. Da ich nun nicht wusste, was ich geben sollte, so zählte ich ihnen so lange ein Batzenstück nach dem andern in die Hände, bis sie sagten, es sei genug. Meine Gefährten gaben ihnen etwas, allein die Hirten meinten, es wäre noch nicht genug und begehrten mehr. (90) Als wir weggegangen und schon ziemlich weit von den Sennhütten entfernt waren, eilte uns einer der Hirten mit einem Körbchen voll kleiner wilder Kirschen nach, welche in dieser Jahreszeit im Tale reifen. Dieses Obst, und zwar zu dieser Zeit, war uns sehr willkommen. Während wir mit großem Appetit die Kirschen verzehrten, lief der Hirte auf einen Baum zu, welcher einer Tanne glich und auch den Tannzapfen ähnliche Früchte trug. Im Augenblick war er oben und warf viele von den Früchten herunter, welche er hernach zu uns brachte. Unter den Blättern dieser Zapfen, sagte er, liege ein sehr wohlschmeckender Kern. Meine Gefährten bissen wacker ein, allein ich konnte denselben keinen Geschmack abgewinnen.

Als wir noch bei dem Hirten standen, kamen zwei junge Ziegenhirten, welche auf den Gipfeln der Alpen ihre Herden hüteten, und von wo aus sie uns gesehen hatten, im schnellen Laufe zu uns herab. Als sie nahe bei uns waren, zogen sie ihre Schuhe aus, packten sich einander recht bedächtig beim Hosenbunde und rangen dann mit großer Anstrengung und mit mancherlei Wendungen so lange, bis einer von ihnen zu Boden fiel. Als sie das einige mal wiederholt hatten, forderten sie ihre Bezahlung für das uns gegebene Schauspiel mit den Worten: „Mer hen dene Herrn geschwunge un bitten um e Paar Batzen.“ Als wir ihnen etwas gegeben hatten, sagten sie: „Mer (91) bidanken us zur tusig Moolen“ und gingen dann wieder ihrer Herde zu. So oft zwei Hirtenknaben beisammen sind, welches gewöhnlich aus dieser Ursache der Fall ist, so bieten sie den vorübergehenden Reisenden dieses Schauspiel, welches sie Schwingen nennen, mit den Worten an: Solemmer dene Herren au schwinge? und ehe man es begehrt, sind sie schon im Kampfe begriffen. Mehrere Male wurde uns das heute angeboten, und ohne, dass wir es wollten, sogar von vierjährigen Knaben ausgeführt. Man kann sie nicht abweisen und wenn man ihnen auch das Schwingen verbietet, so laufen sie doch so lange hinterher, bis man sich genötigt sieht, ihnen etwas zu geben, um sie sich vom Halse zu schaffen.

Nun gingen wir, immer stark abwärts, auf Gründelwald zu, wo wir nach zwei Stunden ankamen. Hier sieht man Ausflüsse der Gletscher ins Tal hinabgesenkt, deren Eis sich endlich am Fuße des Gletschers mit Staub und Sand ziemlich überzogen hat. Beim Herabsteigen am Fuße des Eiger kamen wir dem untern Gletscher ganz nahe. Auch hier beherbergt der Herr Pfarrer. Da man mir aber sagte, dass das hiesige Wirtshaus gut sei und dass der Herr Pfarrer nur dann gern beherberge, wenn das Wirtshaus allzuvoll wäre, so kehrte ich, um demselben keine Mühe zu machen, im Steinbock ein. Mehrere (92) Gemsenjäger haben mir hier schon Gemshörner angeboten, wovon ich aber keine kaufte, weil mir das Tragen beschwerlich sein würde.

Das Grindelwaldtal ist, so wie das von Lauterbrunnen, eins der berühmtesten und merkwürdigsten in der Schweiz. Es wird von einem muntern wohlhabenden Hirtenvölkchen bewohnt. An Bettlern fehlt es jedoch nicht und sie bestürmen die Reisenden in großer Menge. Eine große Menge von Fremden ist heute hier angekommen und befindet sich in diesem Wirtshause. Jetzt erst bemerke ich es, dass die kleinere Wirtsstube, in der ich hier sitze, sich während meines Schreibens ganz mit Hirten, Boten und dergleichen angefüllt hat. Ein Kreis

steht um mich herum und kann sich nicht genug darüber wundern, dass ich so schnell schreibe. Ich möchte gerne ein Gespräch mit ihnen anfangen, allein das Essen ist aufgetragen und ich muss also diese Stube verlassen.

Meyringen, im Oberhaslital, den 18ten Abends (Im Wilden Mann)

Im Wirtshause zu Grindelwald waren allzuviele Gäste, deswegen wurde mir als einem der Letztgekommenen ein schlechtes Zimmer ohne Stühle mit einem schlechten Bett zuteil. Ich schlief wenig und es kam mir vor, als hörte ich stürzende Lawinen und ihr Donnern. Darauf wurde ich wach und glaubte, ich hätte im Traume das Krachen (93) der Lawinen gehört, weil das, was ich gestern gesehen hatte, meine ganze Phantasie beschäftigte. Heute Morgen hörte ich, dass noch einige andere Reisende denselben Traum gehabt hatten, und unsere Träume wurden hernach dadurch erklärt, dass die Bewohner des Tals sagten, es seien diese Nacht ungewöhnlich viele Lawinen gefallen. Sie fallen zwar nicht ins Tal, allein bei Nacht hört man das Getöse derjenigen, welche von entferntern Gletschern herabkommen, sehr gut.

Gegen sechs Uhr reiste ich heute Morgen mit derselben Gesellschaft ab. Unser Führer geleitete uns zu dem großen Grindelwald-Gletscher, welcher sich völlig bis an das Tal hinuntersenkt. Als wir dahingingen, kamen uns fast aus jedem Hause junge Mädchen entgegen, welche uns auf Tellern Birnen, Erdbeeren, Kirschen und Kalkspatstückchen gegen beliebige Bezahlung anboten. Wohl ist es angenehm, eine solche Erfrischung sich angeboten zu sehen, allein ungern muss man hinter diesem Zuvorkommen eine feine Bettelei bemerken, welche sich an einer Wiese, durch welche der Pfad zu dem Gletscher führt, etwas dreister zeigt. Hier stand ein Mädchen, welches um eine Gabe bat, weil sein Vater gewohnt sei, von jedem Reisenden, der durch die Wiese zu dem Gletscher (94) gehe, für diese Erlaubnis etwas zu erhalten.

Nach einer Stunde kamen wir zu dem Gletscher, nachdem wir über eine ganz unbedeutende Anhöhe gegangen waren. Ohne die mindeste Gefahr und mit der größten Bequemlichkeit hat man hier den Anblick der Gletscher. Mit Erstaunen sah ich die fürchterlichen Eismassen, welche ich gestern nur in der Ferne und also nicht deutlich gesehen hatte, jetzt gerade vor mir. Zu meinen Füßen und vor meinen Augen lagen die ungeheuren Eisblöcke, welche die stärkste Sonnenhitze nicht zu zerschmelzen vermag. Wie wenn die Fluten des Meeres, vom heftigsten Orkan aufgeregt und zu hohen, furchtbaren Wellen aufgeschwellt, austräten und zwischen zwei 10.000 Fuß hohen Granitmassen dahinrollten und mitten im Sturme auf einmal gefrören; wie wenn die Wogen, so wie sie sich hoch auftürmten, plötzlich starr und unbeweglich stockten und stehen blieben: so erscheint der Gletscher, wenn man ihn ganz in der Nähe betrachtet. Ein breiter Fluss von ewig starrem Eise steht er da zwischen den hohen Gletscherhörnern mit seinen unveränderlichen Wogen und Abgründen. Von einer fürchterlichen Höhe, die das Auge vom Tale aus nicht sieht, kommt er herab und reicht bis an die grünen Matten (95) des Tales. Da, wo das Eis im Tale die Matten berührt, wächst es oft im Winter an und tritt vorwärts, aber die Wärme der Erde schmelzt das Eis, das auf dem lockern Boden ruht, und treibt es im Sommer wieder in seine alte Gestalt. Mit meinem Stock in der linken Hand konnte ich das ewige Eis berühren und mit der Rechten duftende Blumen brechen. Erdbeeren reifen da im Sommer dicht neben dem ewigen Winter. Da staunt, wer es sieht, und verliert sich in der Betrachtung der Wunder der Natur.

Diesen Gletscher kann man ohne Gefahr besteigen, da jetzt keine Lawinen herunterfallen und auch, wo das Eis etwas flach liegt, mehrere größere und kleinere Steine liegen, welche entweder von Winterlawinen herabgeführt wurden, oder welche man von unten hinaufwarf. An diesen, welche fest gefroren sind, kann der Fuß an einigen Stellen sich halten. Wir stiegen mit einiger Mühe 2-300 Schritte weit hinauf, wo ich stehen blieb, weil ich keinen Gletscherstock und keine Alpenschuhe hatte, und weil das Eis hier steiler zu werden anfang. Wenn man über das Eis steigt, so sieht man oft mit Grauen in Höhlen hinab, durch deren bläuliche Eiswände helles

Wasser hinabfließt, welches an einigen, der Sonne stark ausgesetzten Stellen geschmolzen ist. Als ich so hoch hinaufgekommen war, (96) schien es mir zu bedenklich weiterzugehen, weil ich die Beschwerlichkeiten des Rückwegs bedachte. Meine Gesellschaft ging unterdessen noch um einige hundert Schritte weiter. Ich fing nun wieder an hinunter zu steigen, allein dies musste mit der größten Vorsicht geschehen, denn war das Hinaufsteigen beschwerlich gewesen, so war es das Heruntersteigen noch weit mehr. Ich wusste es nicht anders anzufangen als mich niederzusetzen und so gut als möglich herunter zu rutschen, eine missliche Arbeit! Wenn ich nun auf meiner Rutscherei an eine Höhle kam, so musste ich mich bemühen, inne zu halten, oder wenn dies nicht gelingen wollte, mit einem Stoß unten in dem Loche anzukommen und mich dann bequem, mich hindurch und wieder hinauf zu winden. Ich war sehr froh, als ich nach meiner beschwerlichen Fahrt wieder unten angekommen war und setzte mich nun auf den grünen Rasen, um die schweren Steinblöcke zu bewundern, welche in großer Anzahl unten am Gletscher lagen und welche Lawinen von hohen Felsenhörnern abgerissen und mit sich herunter geführt hatten. Meine Reisegefährten mochte es auch wohl grauen, so weit gegangen zu sein, denn ungeachtet sie mit Gletscherstöcken versehen waren, so sah ich sie doch mit bebenden Knien und ängstlichen Gebärden über das Eis (97) zurückkommen und einen über den andern in Höhlen herabstürzen. Der Führer, der mit ihnen gegangen war, half ihnen dann wieder zurecht, und so kamen sie dann endlich schwitzend bei mir an.

Als die Reisegesellschaft sich wieder versammelt und ein wenig ausgeruht hatte, gingen wir bergauf und kamen in die Bach-Alp. Hier waren wir den fürchterlichen Felsenwänden des Matterhorns am nächsten, dessen furchtbare Gestalt und wechselndes Wolken- und Nebenspiel lange mich fesselte. Meine Gymnasiasten, junge, noch spielende Leute, balgten sich herum und gingen mir zu langsam. Deswegen eilte ich ihnen voraus und kam schon eine halbe Stunde früher als sie auf dem Gipfel der Grindelwald-Scheideck, dem sogenannten Eselsrücken, an, wo ich mein mitgenommenes Brot und Käse aß und mich an den hohen Gletschern recht satt sehen wollte, welches mir aber nicht gelang. Jetzt ging es von der Höhe wieder abwärts und wir kamen dann in 1 1/2 Stunden durch die Alpigelalp in die Schwarzwald-Alp. Hier steht die beste Sennhütte am ganzen Wege. Sie ist groß, geräumig, und eher ein Haus als eine Sennhütte zu nennen. Wir kehrten hier ein und ich ließ mir Milch und Butterbrot geben, denn ob ich gleich vor 1 1/2 Stunden (98) mich auf dem Eselsrücken noch satt gegessen hatte, so spürte ich doch davon schon nichts mehr, so rein ist hier die Luft und so leicht geht die Verdauung vonstatten. Wir ließen uns einen Tisch vor das Haus setzen und verzehrten unser Mahl, von der reinen Luft gekühlt und zu herrlichen Anblicken eingeladen. Hier befanden wir uns den Well- und Stellhörnern gerade gegenüber. Fürchterlich erheben sich ihre vielzackigen, spitzen, steilen und eisbedeckten Hörner in Luft und Wolken. Zur Seite sieht man das Schreckhorn und Matterhorn zu einer schwindelnden Höhe emporragen. Die Luft war heute sehr rein und nur um die hohen Hörner spielten einige leichte Wolken. Vorzüglich anziehend und bewunderswert ist das Matterhorn. Leichte Wolken, von der Sonne vergoldet, flogen zu ihm heran und umhüllten sein hohes Felsenhaupt, bis sie allmählich sich loswindend, wieder frei durch die Lüfte dahinflogen. Mehrere Staublawinen rollten, während wir hier saßen, von diesem Gletscher herunter. Wer vermöchte den Wert eines solchen Schauspiels zu würdigen und zu schätzen, das man hier in so behaglicher Ruhe genießen kann. Da ruhte der Körper vor einer niedlichen Sennhütte und der Geist schweifte auf den Gletschern und ihren Eisfluren herum.

Nun brachen wir wieder auf und kamen nach einer Stunde durch die Bruch-Alp in die Rosenloui-Alp zu dem Rosenloui-Bach, welcher, immer fallend, dem Reichenbach zueilt. Auf dem Wege, welcher über diesen Bach führt, genoss ich des herrlichen (99) Anblicks des Rosenloui-Gletschers, welchen man hier ganz übersieht. Groß und furchtbar senkt sich dieser steile Eisstrom zwischen dem Well- und Stellhorn auf der südlichen und dem Engel- und Kramlihorn auf der östlichen Seite herab. Es ist ein Ausfluss des Gauli-Eistales, welches in fürchterlicher Höhe, von steilen Hörnern rings umgeben, seit undenklichen Zeiten ruht und den Strahlen der Sonne Trotz bietet. Nach 1 1/2 Stunden kam ich, meiner Gesellschaft

vorausseilend, zu einer Sägemühle und dann auf den Bergvorsprung Zwirgi, wo sich mir auf einmal die herrlichste Aussicht auf das Oberhaslital eröffnete. Nur nach zweien Seiten braucht man hinzusehen, so ändert sich die Aussicht auf das Allerauffälligste. Ostwärts sah ich die fürchterliche Felsenmasse, Burg genannt, mit den Engel-, Mittag- und Burghörnern, nordwärts, jenseits des Schlundes, in welchem der Reichenbach strömt, einen artigen Wasserfall des Säulibachs. Vor mir zu meinen Füßen lag Meyeringen in munterem Grün, in wild durchzäunten Wiesen, auf denen viele Herden weideten. Ich sah die Aar, die schnellen Laufs das Tal durchströmt, die bunten Matten wässern und die Fälle des Alpbachs und Dorfbachs von den jenseitigen Alpen, auf denen zerstreute Sennhütten liegen, den Hügeln in dem Tale, von einzelnen Tannen beschattet, mit Hütten bebaut; zur Rechten die Alpen des Oberwallis, zur Linken die bebuschten Abhänge der bewölkten Alpen des Unterwaldes. Hier saß ich in fröhlicher Betrachtung und ließ mich von einem ruhenden Hirten, welcher Butter von den Alpen herabtrug, über die Gegenstände belehren, die ich sah. Lange hätte ich hier weilen mögen, wenn unser Führer nicht mit den vier Gymnasiasten angekommen wäre und mich zu andern Szenen abgerufen hätte.

Er führte uns links vom Wege ab, über grasige Abhänge hinunter zum Reichenbach, den ich bisher, sein immerwährendes Fallen bewundernd, begleitet hatte, und in welchen ich einen kleinen Bach hinabstürzen sah, dessen Fall 1.000 Fuß beträgt und der mit dem Staubbach viel Ähnliches hat und ebenso stäubt, aber weniger Effekt macht, weil sein Wasser geringer ist. Wir gingen über eine Brücke auf die andere Seite des Baches. Als wir weiter untenhin kamen, verkündete uns stärkeres Rauschen einen stärkeren Fall. Der Führer sagte, wir kämen zu dem größten Falle des Reichenbachs. Ich schob meine Mütze über die Augen und als ich wieder frei vor mir hinausschaute, stand ich vor zwei herrlichen Wasserfällen, wie ich noch keine gesehen hatte. Zwischen schwarzen Felsen stürzt sich der Reichenbach fast 200 Schuh tief hinab in ein ausgehöhltes Becken und dann noch 200 Schuh senkrecht. Erstaunt setzte ich mich, vom Staubregen des fallenden Baches benetzt, dem Becken gegenüber, sah und sah, erstaunte, war entzückt, konnte nichts sagen als O\_ und vermag es nicht zu beschreiben, was ich sah und fühlte. (101)

Ich dachte ans Weggehen nicht, allein der Führer rief mich an und wir brachen auf. Wir gingen wieder auf die rechte Seite des Baches und dann wieder auf die linke über eine gewölbte steinerne Brücke. Als wir einige Schritte herabgegangen waren, sahen wir, was wir auf der Brücke nicht einmal bemerkt hatten, einen Sturz des Baches unter der Brücke her. Mit größerer Gewalt, aber nicht so tief als oben sahen wir den Bach durch einen tief ausgehöhlten Schlund in ein zweites Becken hinabrollen. Wir folgten wieder dem Führer, der vorgab, uns noch den kleinen untern Fall des Baches zeigen zu wollen und der sich trefflich darauf verstand, die, welche er führte, zu überraschen. Ohne große Erwartungen, die oberen Fälle noch in Gedanken betrachtend, ging ich um eine Felsenecke herum und erblickte nun –welche Überraschung!- den größten Fall des Baches, der sich hier mit der größten Gewalt, mit Mut möchte ich sagen, 200 Fuß tief senkrecht hinabstürzt. Die stürzende Säule hat 20-30 Fuß an Umkreis. –Welch ein Anblick! Welch ein unbeschreibliches Schauspiel! Da darf man sehen und fühlen und im Innersten ergriffen werden, aber zu beschreiben, was man sah und fühlte, wage man nicht.

Noch einmal fällt der Reichenbach über breite Felsen 50 Schuh tief und fließt dann ruhig in die Aar. Als ich den Staubbach und seinen Regenbogen be- (102) wunderte, glaubte ich das Schönste zu sehen, und mit Recht, denn es gibt nur einen Staubbach. Allein Schöneres sah ich heute, kann mir nichts Schöneres denken, und weiß doch nicht, was ich noch sehen werde. So reich ist die Natur in ihrem Mutterlande, der großen, schönen, lieblichen, schrecklichen Schweiz. Begeistert besingt der große unsterbliche Haller sein Vaterland und seine hohen Alpen, seine Gesänge begeistern und sind doch nur der ferne Nachhall des zehnten Echos einer rollenden Staublawine. – Unbegreiflich wie der Allmächtige sind diese seine Werke.

menschen wollen den Schöpfer in seinem Planen begreifen und vermögen es nicht, sein Werk zu umfassen. Ich unterfange mich, das Werk zu vergleichen mit dem Meister, der es schuf; ich staune als Mensch sein Werk an, und schwach und sterblich bringe ich die Gottheit zu ihrer Schöpfung herab. Dem Sterblichen mag es zu verzeihen sein, wenn er sich so in kühnem Gedankenfluge der ewigen Gottheit nähern will; der Geist des Erdgeborenen sieht nicht weiter. Wohl ihm! wenn er nur im Strahle der Allmacht die Allmacht erkennt! Er fühlt doch seinen Schöpfer und sucht sich zu ihm zu erheben. Gott ist die Liebe; er erschuf den Menschen zu dieser Wonne; der Sterbliche empfindet sie menschlich, die Gottheit bleibt ewig und unbegreiflich!

Noch war der Tag nicht beschlossen, noch war nicht genug des Reichtums der Natur. (103) Bald nach meiner Ankunft ging ich hin zu dem Alpbach und Dorfbach, welche nahe bei dem Dorfe fallen. Der Alpbach gleicht sehr den beiden obern Fällen des Reichenbachs und fällt gerade so wie diese in zwei Fällen. Ich versuchte es, zu dem obern Fall hinauf zu klettern, allein da ich schon beinahe oben war, machte mir ein Felsen das völlige Hinsteigen zu gefährlich. Mit Mühe hatte ich mich dahin aufgearbeitet und fand nun das Hinabsteigen noch viel schwieriger. Wer leicht von Schwindel befallen wird, unternehme es nicht, in das Becken des oberen Falles hinabsehen zu wollen. Als ich wieder unten war, blieb ich lange stehen und sah dem prächtigen Stürzen des Wassers zu. Links sehr nahe dabei, rauschte der Dorfbach in sehr vielen Absätzen, aber weit höher als der Alpbach hinab. Voll und zusammengedrängt stürzt das Wasser durch den Felsen und breitet sich dann immer weiter aus, bis es das Tal erreicht. Wie bei Lauterbrunnen und Grindelwald sieht man auch hier eine unzählige Menge größerer und kleinerer Wasserfälle. Ich wäre noch nicht zurückgegangen, wenn die Nacht nicht angebrochen wäre und mich ermahnt hätte, mein Wirtshaus wieder zu suchen.

Welch ein Tag! Welche Fülle von Freuden. Wie viele Tage wiegt ein solcher Tag nicht auf! Und diese Freuden, rein wie die Quellen der Alpen, und die Luft, die sie umweht, etwas übertrifft (104) sie, was kann mehr entzücken?

Stanz, den 19ten Abends (Im Adler)

Gestern Abend hatte ich einen lächerlichen Auftritt mit meinen vier Reisegefährten aus Solothurn. Als wir zusammen von Lauterbrunnen gingen, besprach ich mich nicht weiter wegen der Bezahlung unseres Führers, denn ich wusste, dass ein Führer für jeden Tag einen Kronenthaler und für die Tage, die er zum Rückwege braucht, eben so viel erhält. So war es mir also nicht schwer zu berechnen, wieviel ich ihm zu bezahlen hatte. Indessen hatten meine Gymnasiasten dies anders überlegt. Sie ließen mich von meinem Zimmer zu sich auf das ihrige rufen. Als ich eintrat, kamen sie alle vier mit offenen Müulern auf mich zu und es wollte keiner den anderen zum Worte kommen lassen. Endlich erhob der Älteste und Größte seine Stimme und so ergab es sich denn, was der hochweise Rat ausgeklügelt hatte. Ich sei verbunden, sagte der Sprecher mit ängstlicher Stimme, die Hälfte des Führerlohns zu bezahlen, da ich eine Reisegesellschaft für mich allein ausmache, so wie sie viere auch eine. Da also ein Ganzes sich in zwei Hälften müsse teilen lassen und ich so gut eine Hälfte des Ganzen allein ausmache wie sie, ergo gebühre es, dass ich zwei Laubtaler von vieren bezahle. Ich ließ ihn (105) aussprechen und erst als er fertig war, fing ich an, herzlich über diese Logik zu lachen. Dies brachte nun die ganze hochlöbliche Pennschaft gar sehr in Alarm, sie fingen an zu springen und zu tanzen und so mit den Händen um sich herum zu fechten, dass ich nur zur Not ausparieren konnte. Als sie sich alle allmählich heiser geschrien hatten, sagte ich ihnen lachend, dass sie sich sehr gröblich irrten, und fuhr dann ernster fort, ihnen zu sagen, dass ich nicht mehr als ein Fünftel bezahlen werde. Über diese stark ausgesprochenen Worte fuhren sie zusammen, allein der jüngste ermannte sich bald wieder, trat mir ganz nahe zu Leibe und sprang so wie ein Pudel an mir herauf, dass ich mich genötigt sah, ihm und seinem respektiven Herrn Kollegen ein Paar Klapse anzubieten, wenn sie sich nicht augenblicklich höflicher

benähmen. Dies wirkte und der Springer zog sich hinter den Tisch zurück. Darauf erregte ich ihren Stolz, indem ich ihre Anspruchslosigkeit mit lachendem Munde rühmte und ihnen sagte: es ist mir lieb, dass sie so wenig aufgeblasen sind, dass sie mir einen vierfach größeren Wert beilegen als sich selbst, denn sie waren so gütig zu gestehen, dass ich sie alle vier aufwiege und allein so viel wert sei als sie alle, (106) darin tun sie sich aber selbst Unrecht, denn einer kann nur gegen einen stehen. Darauf schwiegen sie stille und ich sah ihnen wohl an, dass ihnen diese Rüge nicht behagte. Oder glauben sie, fuhr ich fort, dass sie von mir Bezahlung für ihre angenehme Gesellschaft fordern können? Dies erweckte den Kleinen wieder, er sprang vor und sagte: „Nein, das gar nicht, an unserer Gesellschaft lag Ihnen ohnehin nichts, denn Sie liefen immer voraus, aber – an Ihnen lag uns auch nichts. Das erstere, erwiderte ich, ist ganz wahr, und das zweite glaube ich gerne. Übrigens war mir dies des Federlesens schon zu viel. Sie fingen darauf an zu akkordieren und gingen endlich so weit, dass sie mir großmütig zugestehen wollten, nur ein Viertheil zu bezahlen. Ich mochte mich nicht länger mit ihnen herumbeißen, bezahlte ihnen das gebührende Fünfteil und ging weg. Noch länger hörte ich sie in ihrem Zimmer, welches gerade unter dem meinigen lag, über den unhöflichen Menschen schimpfen, von dem man nicht einmal erfahren könne, wer er wäre. Einer von ihnen hatte mich jedoch einmal auf dem Wege gefragt, wer ich sei, und ich hatte ihm zur Antwort gegeben, ich sei ein Student der Theologie. Studenten, meinte er, wären sie auch, allein aus der Theologie konnte er nicht klug (107) werden. Ich ließ ihn bei seiner Meinung und glaubte, er wisse genug. Seine Gefährten schickten ihn hernach wieder zu mir und ließen mich fragen, ob ich denn auch Latein gelernt habe, worauf ich ihn mit einem „Ja“ zurückschickte. So wussten sie noch immer nicht, mit wem sie zu tun hatten und änderten in ihrem Betragen nichts, als dass sie, wenn ich bei ihnen war, deutsch sprachen, da sie zuvor in meinem Beisein Latein wälschten. Deswegen schimpften sie auch jetzt noch über den Menschen, von dem man nicht einmal erfahren könne, wer er wäre. - Bald darauf, nachdem ich weggegangen war, erzählten sie dem Wirte, den sie rufen ließen, ihren Verdruss. Dieser gab ihnen aber kein Recht und willfahrte nur ihrem Begehren, abends allein zu essen. Sie mochten sich wohl so an mir geärgert haben, dass sie mich nicht mehr sehen wollten.

In Meyringen hatte ich ein sehr gutes, ziemlich teures Quartier. Der Wirt sagte mir, ich habe einen Führer nötig bis auf den Brünig, und ich mietete also einen Jungen, welches mich aber jetzt gereut, da ich den Weg sehr gut hätte allein finden können. Mein Vorhaben, von Meyringen nach Obergesseln und Airold und von da über den Gotthard nach Altorf zu gehen, musste ich dran geben, weil vor einigen Wochen zu viel (108) Schnee gefallen war und weil jetzt häufige Lawinen den Weg über den Gotthard sehr gefährlich machen. Um sechs Uhr reiste ich heute morgen ab und kam in zwei Stunden auf den Brünig. Beim Heraufsteigen hatte ich eine herrliche Aussicht auf das schöne Oberhaslital und einen Teil des Briener Sees. Auf der Höhe des Brünigs steht ein Zoll- und Wirtshaus, worin ein Landjägerposten des Berner Kantons ist, in dem ich bisher herumschweifte. Als ich in dem Wirtshause frühstückte, kamen auch meine Gymnasiasten an und waren so stumm, dass ich lachen musste. Bald darauf kam ich zu der Kapelle auf dem Brünig. Hier hatte ich eine schöne Aussicht auf Oberwalden (Kanton Unterwalden, op dem Wald) mit seinen Dörfern und kleinen Seen. Unter den Dörfern nimmt sich Kiesnyl und seine Kirche, welche auf einem grünen Hügel liegt, sehr artig aus. Von der Kapelle geht der Weg stark abwärts in das Tal und ich kam in einer Viertelstunde nach Lungern, dem ersten Dorfe in Oberwalden, am Lungerner See. Als ich hier am Ufer des Sees zwischen Hecken einherging, trällerte ich wohl gemüthlich den Endvers eines Liedes von Ehrenfried Stöber: Wer nicht liebt Wein, Wein und Lieder, bleibt ein Narr sein Leben lang.<sup>26</sup> Indem ich diesen altlutherischen Vers sang, bog ich auf einmal um (109) eine Ecke herum, und – der Notar

---

<sup>26</sup> Ehrenfried Stöber (1779-1835), elsässischer Dichter. Die entsprechenden Zeilen seines „Trinkliedes“ lauten: „Glaubt, was Doctor Martin sang: Wer nicht liebt Wein, Weib (sic!) und Gesang, bleibt ein Narr sein Leben lang.“

Stöber stand vor mir. Er hatte einen Gefährten, den ich für den Advokaten Rauter<sup>27</sup> hielt. Ich war bestürzt, diese beiden Straßburger Herren und gerade den Verfasser des Liedes, das ich sang, vor mir zu sehen. Sie eilten zu schnell vorüber, sonst hätte ich sie angesprochen und dem Herrn Stöber die Freude gemacht, ihm dieses sonderbare Zusammentreffen zu erzählen.

Von Lungern kam ich nach Sapern, wo ich in die sehr schöne Kirche ging, welche ein Bauer des Dorfes mir als die schönste von ganz Europa rühmte. Wirklich war sie sehr schön und hatte viele prächtige marmorne Pfeiler. Überall begegneten mir die Talbewohner in großer Anzahl, welche andächtig zu ihren Kirchen gingen und mich, nach allzu frommer Sitte des Tals, mit einem „Gelobt sei Jesus Christus“ grüßten, worauf der Dank „in Ewigkeit“ gefordert wird. Dieses gefiel mir nicht. Aus übergroßer Frömmigkeit sind diese Leute auf viele Missbräuche verfallen. Überall und an allen Wegen und Ecken und Straßen stehen Kränze und Altäre und man begnügt sich nicht einmal mit einem Kreuze, sondern an vielen Orten sah ich fünf beisammen stehen, wovon das größte noch sogar sechs Arme hatte. Mit einem Bauer, der sich viele Mühe gab, mich auszufragen, ging ich bis nach Sarnen. Dieses hübsche Dorf liegt an dem (110) Sarner See. Dieser sowohl als der Lungener See sind klein, allein schon an ihren Ufern sehr tief. Sie haben sehr klares, grün scheinendes Wasser. Ich muss bedauern, dass heute dichte Nebelwolken die hohen Alpen zu beiden Seiten des Tales bedeckten, welches mir manche schöne Aussicht entzog.

Zwischen Sarnen und Alpnacht kam ich über die berühmte Holzleitung<sup>28</sup>, welche von dem hohen Pilatus herunter kommt. Mit ungeheuren Kosten wurde dieses Werk ausgeführt, um auf diesem einzig möglichen Wege das Holz vom Pilatus herunter zu bringen. Große dicke Tannen sind aneinander gefügt. Die beiden Obern lassen einige Fuß Raum zwischen sich, und unter diesen liegen zwei Stämme dicht aneinander, über welche Wasser fließt, so dass das Holz sich nicht entzünden kann. So läuft das große Werk wie eine breite Rinne drei Stunden weit über Täler und durch durchbrochene Felsen bis auf den Pilatusberg. Auf dieser Leitung werden die Bäume in das Tal hinabgeschwelt. Mit unglaublicher Schnelligkeit legen die schweren, 100 Fuß langen Stämme den Weg von drei Stunden in fünf Minuten zurück und fahren mit solcher Gewalt dahin, dass man sie nicht einmal zu berühren im Stande ist. Da heute Sonntag ist, wurden zu meinem Verdrusse keine Bäume heruntergelassen.

In Alpnacht erfrischte ich mich ein wenig und (111) ging dann nach Stad, wo ich, nach der festgesetzten Taxe, um sieben Batzen einen Kahn mietete, in dem mich zwei Schiffsleute in einer Stunde bis ins Rotzloch führten. Diese Wasserfahrt auf dem Alpsee, welcher mit dem Luzerner See zusammenhängt, machte mir viel Vergnügen. Zur Linken des Sees liegt der hohe Pilatus, dessen Gipfel mit Wolken bedeckt war, so wie auch der vor mir gelegene Rigi. Vor mir sah ich zwei sehr schöne, grüne, bewaldete Hügel und an ihrem Fuße den Flecken Stansstadt. Auf beiden Seiten sah ich Wald und Felsen.

Durch das Rotzloch oder Roßloch führte mich ein Fußpfad durch Wiesen hierhin. Stanz, der Hauptort von Unterwalden, nid dem Wald, liegt in einem schönen, fruchtbaren und heiteren Wiesentale und ist recht artig gebaut. Gleich nach meiner Ankunft besuchte ich die hiesige Kirche, welche sowohl von innen als auch von außen ein schönes Gebäude ist. Das Innere ist mit schönen Bildhauerarbeiten, Alabasterstatuen und Gemälden reichlich und schön verziert. In diesem katholischen Kantone verwendet man alles Mögliche auf schöne Kirchen und Klöster, deren ich in Oberwalden drei gesehen habe. Mönche und Nonnen habe ich nicht zu Gesicht bekommen können, obgleich ich an zwei Klöster dicht vorbeigekommen bin.

---

<sup>27</sup> Jakob Friedrich Rauter (1784-1854), promovierte 1812 in Straßburg, später Professor an der dortigen rechtswissenschaftlichen Fakultät

<sup>28</sup> Diese 40.000 Fuß lange Anlage wurde 1811 angelegt und bereits 1819 wieder abgebrochen.

Gegen dem Wirtshause über, in dem ich bin, steht auf dem laufenden Brunnen Arnold Winkelried, fünf Spieße in der Hand haltend, in grauen Stein gehauen, zum Andenken seines Heldentodes. (112) Ich glaube in einem guten Wirtshause zu sein. Zahlreiche Gäste haben sich versammelt. Gegen mir über sitzt ein alter dicker Landamman<sup>29</sup>, in einem langen weißen Galarocke, mit großen Metallknöpfen und mit einem stattlich prangenden Haarbeutel im Nacken. Keuchend stürzt er ein Glas Wein nach dem anderen hinunter. Ich verspreche mir zwar nicht viel von seiner Unterhaltung, allein ich will doch versuchen, ob ich nicht ein Gespräch mit ihm anknüpfen kann.

Abends spät.

Mit dem keuchenden Landamman wusste ich nicht viel anzufangen. Schwer atmend holte er tief aus der Brust, oder vielleicht gar aus dem Bauche, Töne und Worte hervor, nachdem er sich zuvor kräftig geräuspert hatte. Ich war in gespannter Erwartung und hoffte Wunderdinge zu vernehmen. Endlich brach das Wichtige volltönend los, als wäre ein mit Steinen schwer beladener Wagen umgestürzt worden und der Landamman sagte mit bedeutender Miene: „Heute mittag war es warm, aber heute morgen war es kühl und auf den Bergen lag viel Gewölk.“ Hochgelahrtester! dachte ich, das weiß ich wohl auch, oder noch besser, dass es warm und kühl war, und Gewölk mag auch wohl auf deinem Gehirnkasten liegen. Ja, sagte ich, viel Gewölk, da haben Sie Recht. – Was haben Sie für Neuigkeiten? fuhr er fort - Ich habe nichts erfahren. – Aber wir werden neutral bleiben. – Das will ich glauben. – (113) Mit der Neutralität des Landammans und seinem Gewölk wusste ich nichts zu machen und machte mich darauf an den Wirt, der nachdenkend auf uns niederstieg. Als die Menge der Gäste sich vermindert hatte, setzte er sich zu mir. Zuerst erklärte er mir die Beschaffenheit der Statue Arnold Winkelrieds und machte mich mit ihren Schönheiten bekannt. Darauf kam unser Gespräch auf den berühmten Struth Winkelried, den Enkel Arnold Winkelrieds, welcher in Stanz wohnte. Geschwätzig und steif glaubend erzählte er mir dessen abenteuerliche, von der Chronik anerkannte und beglaubigte Geschichte, mit vielen Zierraten und Floskeln ausgestattet. Der Inhalt ist folgender:

Struth Winkelried hatte einen Mord begangen. Das Gesetz verurteilte ihn zum Tode. In der Drachenhöhle, eine halbe [Stunde] von Stanz, lag ein Lindwurm, ein ungeheurer Drache, welcher das Vieh auf der Weide verschlang und die Hirten aus ihren Hütten verscheuchte. Da Winkelried ein sehr starker Mann von riesenmäßigem Körperbau war, so ließ man ihm die Wahl, entweder auf dem Rade sein Verbrechen zu büßen oder den Kampf mit dem Lindwurm zu versuchen. Die Liebe zum Leben bestimmte ihn, das Letztere zu wählen. Sehr stark zwar, hoffte er doch nicht, den Drachen durch Gewalt zu besiegen, eine List musste ihm helfen. An einer langen Stange brachte er viele scharfe Messer an, deren Spitzen nach allen (114) Seiten hinzeigten. Künstlich umhüllte er diese Messer mit der ausgefüllten Haut eines großen Schafs und näherte sich so, das Schaf vorhaltend, dem Ungeheuer. Gierig öffnete es den Rachen, das Schaf auf einmal zu verschlingen. Beim ersten Bisse fing es sich in den Messern und wand sich vor Schmerzen blutend auf dem Boden. Winkelried konnte es nun mit seinem Schwerte töten. Der Lindwurm lag tot da, froh des geretteten Lebens erhob Struth sein blutiges Schwert, um Gott für die Erhaltung seines verwirkten Lebens zu danken; einige Blutstropfen fielen auf seinen entblößten Arm – er entging der Strafe nicht und starb vom Gifte des Drachen.

So lautet die Sage, die Chronik nahm sie auf und der gläubige Schweizer verkauft sie für Wahrheit. Wahrscheinlich lag hier eine große gefährliche Schlange, daraus machte die Tradition einen vielköpfigen Drachen. Etwas Wahres muss daran sein, allein wie sehr die Erzählungen

---

<sup>29</sup> Der Landammann war Vorsteher der Regierung in einigen Schweizer Landgemeindeorten, bis ins 18. Jh. auch mit richterlichen Kompetenzen.



von Großvater und Enkel zu Enkel und Kindeskindern die Wahrheit verunstaltet haben, möchte schwer zu entscheiden sein.

Rothenthurm (Kanton Schwytz), den 20ten Abends

Heute morgen vor sechs Uhr reiste ich von Stanz ab. Mein Wirt hatte die Gefälligkeit, mich noch ein Stück weit zu begleiten und zeigte mir, als wir vor dem Flecken waren, die Wohnung Arnold Winkelrieds. Eine Viertelstunde von Stanz, bei Wyl, kam (115) ich an dem mit Bänken besetzten und von großen Linden beschatteten Platz vorbei, wo das Volk von Nidwalden (Unterwalden, nid dem Wald) jährlich seine Landesversammlung hält. In einer Stunde kam ich nach Buochs, welches recht artig am Vierwaldstättersee liegt, und ging dann unter Obstbäumen am Ufer des Sees hin nach Beckenriedt. Noch zeigen sich hier mehrere Spuren der Verwüstung, welche der französische General Schauenburg im Jahr 1798 anrichtete.<sup>30</sup> Stanz wurde geplündert, der Flecken Hansstadt, Buochs und einige andere Dörfer verbrannt. Tiefgewurzelt und unauslöschlich ist der Hass, den jeder Unterwaldner gegen die Franzosen hegt, und der durch jene Verwüstungen und durch die Eingriffe in die Freiheit der Schweizer entstanden ist.

Bei Beckenriedt am See steht eine artige Kapelle, mit den Bildnissen der drei Bundesstifter über der Türe. An jedem heiligen Orte findet man hier diese oder andere Abbildungen, welche auf die merkwürdige Befreiung der Schweizer von österreichischem Drucke Bezug haben. Es ist sehr zu loben und aller Achtung wert, dass der Schweizer, stolz im Gefühle seiner Freiheit, noch nach 500 Jahren die Männer im wärmsten Andenken hat, die ihm im Jahr 1307 seine Freiheit erfochten. Da frage man, wen man (116) nur wolle, den Landamman wie den Hirten, den Gemsenjäger wie den Fischer und den armen Köhler, man frage ihn, was die Bilder bedeuten? und mit glühenden Wangen wird er sagen: Das ist Melchtal, das ist Walter Fürst, das Werner Stauffacher und das ist unser Tell. Er wird sein Haupt entblößen und ein Sturm von beredten Worten wird von seinen Lippen fließen, den Tell und seine Gefährten zu loben und ihre Taten zu preisen. So preist der späte Enkel die Taten der Vorfahren und Freiheitsglut und Vaterlandsliebe lodert in seinem Busen in heller erwärmender Flamme.

Als ich in Beckenriedt zwei Schifflente gemietet hatte, ging ich, bis sie fertig waren, in ein ärmliches Wirtshaus, wo mir eine alte trockene Wurst aufgetischt wurde, die ich mit großem Appetit verzehrte. Ein alter und ein junger Schiffer, beide muntere, treuherzige Leute, riefen mich nun ab und vergnügt stieg ich mit ihnen in ihren Kahn. Wir fuhren dem Grütli zu. Sanft glitt der leichte Nachen über die Spiegelfläche des ruhigen Sees im kaum fühlbaren Morgenwinde. Ich saß im Schatten des sanft geschwellten Segels, nahm meine Flöte heraus und weckte spielend ein vielfaches Echo, und im Takte schlugen die Ruder. Nebelwolken bedeckten die Gipfel der Alpen, (117) der hohen Ufer des Vierwaldstättersees ringsum. Wie Vorhänge, unten regelmäßig abgeschnitten, lagen die Nebel auf den Bergen, laufend senkten sich die Abhänge, abwechselnd mit Wiesen und Wald bedeckt, in den grünen See. Vor mir sah ich den hohen Haken. Er allein trug sein steiles Felsenhaupt unbewölkt und verkündete den Schiffern heiteres Wetter. Wasserfälle sah ich in großer Anzahl von den steilen Felsen in den See hinabrauschen, indem ich über die grünliche Seefläche dahinglitt, welche an vielen Stellen eine Tiefe von 100-130 Klaftern unter sich birgt. Wie wohl war mir hier auf dem ruhigen See, auf den Fluten der Reuß, welche, vom hohen Gotthard herabkommend, in den See sich ergießt. So rein wehte der kühlende Morgenwind leise mich an, dass Freude und Wohlbehagen mich durchdrangen und immer höher sich hoben, je länger ich auf den See fuhr.

---

<sup>30</sup> Am 29.8.1798 lehnte die Landsgemeinde von Nidwalden die Einführung der neuen Helvetischen Verfassung ab und proklamierte den Aufstand gegen die französische Herrschaft. Bei der militärischen Intervention der Franzosen am 9.9.1798 kamen etwa 400 Nidwaldner ums Leben.

Als wir gegen Brunnen über waren, sah ich zur Linken über den See, zwischen zwei Bergen hindurch, gegen Luzern hin; eine vortreffliche Aussicht! Hier, wo wir rechts gegen Uri zu umlenkten, um zum Grütli zu fahren, begegneten wir dem stark besetzten Marktschiff, welches aus Uri nach Luzern fuhr und dessen fröhliche Mannschaft mit heller Stimme sang. An dieser Ecke hebt sich der Mythenstein, ein hoher Felsen nahe am Ufer, (118) wie ein Obelisk aus dem See. Als wir an ihm vorbeigefahren waren, fielen, gerade zu rechter Zeit, mehrere große und schwere Baumstämme von einem hohen Berge und über einen steilen Felsen vor uns in den See herab. Eilends lenkten meine Schiffeleute in den See hinein, um dieser Gefahr zu entgehen. Da man das Holz auf keine andere Weise von den hohen Bergen wegzubringen weiß, so werden die Bäume abgehauen und in den See hinabgestürzt, wo sie in Kähnen abgeholt werden. Sehr nahe waren wir hier der Gefahr, denn obgleich die Holzhauer auf dem Berge geschrien hatten, so hatten wir dies doch nicht für ein Warnungszeichen gehalten. Durch diese stürzenden Bäume und das Getöse, das sie verursachten, wurde ich lebhaft an die Lawinen erinnert, die ich von der Jungfrau herabrollen sah.

Als wir beinahe drei Stunden auf dem See gewesen waren, kamen wir zum Grütli oder Rütli, wo jene drei Schweizer, Anderhalden oder Melchthal, Werner Stauffacher und Walter Fürst sich im Jahr 1307 zur Befreiung der Schweiz verschworen. Ringsum steigen die Felsen senkrecht steil aus dem See empor und neigen sich erst in Wolkenhöhe etwas schräger. Das Grütli aber liegt da, ein grüner Abhang, von dreien Seiten von hohen Felsen umgeben und vorne vom See bespült. Das Ganze ist eine ziemlich (119) große, mit einigen Obstbäumen bepflanzte, schräge liegende Wiese, mit einem Hüttchen am oberen Ende, nicht weit vom Felsen. Hier war es, wo nachts die großen, tapferen, freien Männer sich versammelten, das Wohl des Schweizerlandes zu beraten, und mit kräftigem, deutschem Handschlag den festen Schwur einander zu geben und voneinander zu nehmen, dass sie aufstehen wollten für die gute Sache, zu ergreifen das Schwert und die Armbrust, und Gut und Blut und Leben dran zu wagen, zu befreien die Wiesen der Täler, und frei zu machen die hohen Felsenstege der beeisten Alpen, nicht zu ruhen und zu rasten, bis abgeschüttelt sei das Joch, das den Nacken des treuen Schweizers bog. Hier gelobten sie es mit festem Schwur und streuten den Samen der Freiheit; herrlich prangend ging er auf und breitete sich aus von Alp zu Alp, von Tal zu Tal und bot die labende Blüte und die erquickende Frucht dem ganzen Lande der Schweizer. Eilig und voll Verlangen, diese merkwürdige Stelle zu sehen und zu betreten, sprang ich aus dem Nachen und lief mit freudig klopfendem Herzen den Hügel hinauf. Der Eigentümer des Grütli, ein armer Mann in einem leinernen Kittel, hatte mich ankommen sehen und kam mir schon entgegen, mit einem Glase in der Hand, in welches die Bilder jener drei Männer, die Hände zum Schwur erhebend, eingeschliffen waren. Zum herrlichen Will- (120) kommen reichte er mir mit einem Morgen wohl! die Hand entgegen, drückte die meinige lange und fragte mich dann, wo ich her sei? Als ich ihm sagte, ich sei aus dem deutschen Frankreich, bedauerte er herzlich, dass der gute liebe Herr nicht frei sei wie er und wünschte mir eine bessere freiere Zukunft. An der Hand führte er mich zu den drei Brunnquellen, welche ohngefähr in der Mitte des Grütli in einem Hüttchen, jeder einen Fuß weit von dem anderen, aus dem Boden hervorrinnen und welche gleich nach der Verschwörung, welche auf dieser Stelle Statt hatte, zuerst entsprungen sein sollen. Er füllte an jedem sein verziertes Glas und gab mir das Wasser zu versuchen, weil jeder Brunnen wärmeres oder kälteres Wasser habe, welches ich jedoch nicht verspüren konnte. Als ich das Wasser getrunken hatte, bat mich der alte ehrliche Schweizer um einen Batzen, weil er neun lebendige Kinder habe und ärmlich von seinem Heuwachse auf dem Grütli leben müsse. Als ich ihm einige Batzen gegeben hatte, ergriff er von neuem meine Hand, drückte sie an den Mund und dankte mir mit vielen gerührten Worten: „O der liebe guate Herr, wi er mi beschenkt hatt! I cha´s nit sage, wie sehr ich Hern dank, i dank ihm zua viel tuusig tausig Molen. Aber“, führ er fort, „gestern syn zwei Herren by mer gsi, so´n dicker und n´schmaler dünner, selli sin nit ordelig gsi, se (121) hen mer nit viel gebn.“ Dies waren nach der Beschreibung die beiden Straßburger.

Darauf kam eine seiner Töchter, ein Mädchen von ohngefähr vierzehn Jahren, reichte mir treuherzig die Hand und fragte mich, ob ich nicht die bei der Verbündung von jenen Schweizern gesprochenen Worte in Versen hören wolle. Als ich es verlangte, faltete es fromm die Hände und sprach die langen Verse mit singender Stimme langsam und deutlich her. Darauf bot es mir drei Guetschen und drei Birnen an, welche ich dem Grütli zu Ehren verzehren sollte. Der Alte regte sich nun auch wieder und bat mich, dem Mädchen auch einige Batzen zu geben, worauf er mich wieder mit vielen Dankworten bestürmte. Es kamen auch noch zwei Söhne des Alten, welche mich ebenfalls mit Händedrücken begrüßten und wovon der Eine aus einer langen Pfeife schmauchte. Ich leerte ihm, als ich das sah, meinen Tabaksbeutel bis auf einige Pfeifen voll aus und wollte es ihm geben. Schüchtern trat er zurück und erst nach vielem Zureden des Alten nahm er den Tabak an.

Darauf führte mich der Alte seiner Hütte zu und erzählte mir unterdessen, dass das Grütli ihm erb- und eigentümlich zugehöre, dass ein vornehmer Herr ihm vor einiger Zeit sehr viel Geld dafür geboten habe, dass er es aber nicht abtreten wolle, sondern (122) darauf leben und sterben und es bei seinem Tode seinen Kindern hinterlassen wolle. Er zeigte mir nun die ärmliche Einrichtung seiner Hütte, seine mit alten Kupfer- und Holzstichen und Heiligenbildern verzierte Wohnstube und seine Gebet- und Erbauungsbücher, „dem Täll zum Andenke“, sagte er mir, bette mer alle Abig zwei Rosenkränz, aber der do, indem er das Christusbild auf dem Kupferpfenning am Rosenkranz küsste, der do isch men beßter Täll. O, es isch en Ma gsi, der Täll, wienes cheim nich gitt. I bin e schlechter Ma, aber i ha er Tälle-Bluet. Lieber guter Herr, fuhr er weinend fort, gewähr's im der Himmel, aß au mol e Täll u die Frihit gitt. Alles Guete, alles Glück, un alle mögliche Sege, wünsch i minem liebe guete Herrn uf Erde wie im Himmel. Darauf drückte er mir zum Abschiede die Hand und dasselbe taten seine Söhne und Töchter, welche mich noch bis an den Kahn begleiteten.

Ich war innig bewegt und lief schnell den Hügel hinab zu meinem Kahn. So verließ ich das Grütli glücklich, vergnügt und zufrieden, da gestanden zu haben, wo einst jene Männer standen. Der alte Bewohner des Grütli hatte mich tief gerührt und ich dachte noch immer an ihn. Dennoch kann ich noch nicht recht klug aus ihm werden und weiß noch nicht recht, wie er es meinte. (123) Wir fuhren nun am Stoßberge vorbei, welcher dem Grütli gegenüber liegt, der andern Seite des Sees und der Tellsplatte, oder wie die Schweizer diesen Ort nennen, der Tälle-Chappelle zu. Mit unnennbaren Gefühlen betrat ich den mit einem eisernen Ringe bezeichneten Stein, auf welchen Tell sprang, indem er mit dem anderen Fuße das Schiff in den tobenden See zurückstieß. Ehrfurchtsvoll betrat ich die niedliche Kapelle, deren beide Altäre ganz mit Namen beschrieben sind, unter denen ich einige bekannte fand, zu denen ich auch den meinigen hinschrieb. Ringsum in der Kapelle hängen Gemälde, welche die Hauptauftritte aus Tells Leben darstellen. Die meisten dieser Gemälde sind alt und undeutlich. Das neueste, im Jahr 1810 gemalt, welches den Sprung aus dem Schiffe an dieser Stelle vorstellt, gefiel mir sehr gut. Über der Türe der Kapelle stehen die Abbildungen jener drei Männer mit emporgehobenen Händen. Die Kapelle trägt einen kleinen Turm mit einem Glöcklein, welches im Sturm den hierhin verschlagenen Schiffen dienen kann, um ein Notgeläute anzustellen.

Dieses stille, ehrwürdige, merkwürdige Plätzchen am See ist sehr klein. Der See bespült den ungefähr 5-6 Fuß langen, 10-15 Fuß breiten platten Felsen, auf den Tell sprang. Hinter diesem Stein steht die kleine Kapelle, und das ist alles. Zu beiden Seiten (124) und hinter der Kapelle erheben sich steile Alpen. Ich gab mir nebst meinen Schiffen Mühe, hinter der Kapelle, wo der Berg steil emporsteigt, drei Haselnüsse zu finden, welche ich zum Andenken mitnahm. Kann einem freien Schweizer dieser Ort heilig und ehrwürdig sein, so war er es mir gewiss auch und ich freute mich abends sehr darüber, als wäre ich ein geborener Schweizer, als hätte Tell auch für mich gekämpft, auch mir Freiheit erfochten, als wäre er auch zu meiner Rettung hier dem Landvogt entflohen. Ehrwürdige Stelle! Wie lieb, wie wert warst du mir, als ich heute auf dir weilte, mit welchem frohen Schauer, von welcher Ehrfurcht durchdrungen, betrat ich dich. Als

der letzte Strahl der Hoffnung dem gefangenen Tell verschwunden war, als er jammernd nach der lieben Heimat hinüberblickte und nichts als einen öden Kerker und eine jammervolle Zukunft vor sich sah, da botest du dich ihm dar, ihn zu retten aus Sturm und Banden, da nahmst du ihn auf, den freien befreienden Mann, da rettetest du den Retter der Schweiz, da warf er auf deinem Felsen sich nieder und dankte gerettet dem Retter im Himmel. darum sei auch mir heilig und wert, stilles ehrwürdiges Plätzchen am Ufer des Sees, denn auch ich freue mich der Freiheit biederer (125) Menschen und ehre den Ort, wo der Vater des Landes gerettet den Banden entging, den Feind und Bedrucker der Schweizer zu bekämpfen und anzuzünden die liebliche, wärmende Fackel der Freiheit, damit sie lodere auf den Höhen der Alpen und allen rechtlichen Männern Rettung verkünde und den Tod des Bedrückers.

Als wir wegfuhr, fing der Wind an sich zu heben und wurde immer stärker. Der See warf hohe Wellen und die Schifflleute wurden ein wenig ängstlich, weil ein Sturm auf dem Luzernersee, wegen der vielen Klippen im See, sehr gefährlich ist. Die Schiffer zerplagten sich sehr, um gegen den Wind zu fahren und um eine Ecke herum zu kommen, hinter welcher, wie sie sagten, keine Gefahr mehr war. Als wir dahin gekommen waren, fuhr wir nahe an dem steilen Felsenufer hin, auf Brunnen zu. Die Felsen, an denen wir vorbeifuhren, bestehen aus Steinschichten, worin die Steine oft gebrochen, regelmäßig wie Ziegelsteine auf- und nebeneinander liegen. Ständen diese Felsen nicht als Werk der Natur so groß da, so sollte man glauben, sie seien eine ungeheure Festung, von Menschenhänden aus regelmäßig gehauenen Steinen ausgeführt und als Schutzwehr mächtigen gigantischen Feinden entgegengestellt. Gegen (126) zwei Uhr kamen wir in Brunnen an, welches eine reizende Lage an einer schönen Seebrücke hat und durch seine Schifffahrt seine Bewohner nährt.

Nach einem kurzen Aufenthalte ging ich wieder weg und kam nach einer Stunde über einen angenehmen Weg durch Äcker, Wiesen und Obstgärten in Schwytz, einem gut gebauten Flecken, dem Hauptorte des Kantons, an. Ich besah mir die schöne Kirche, in welcher viele Gemälde und Statuen mir sehr wohl gefielen und ging dann, ohne mich aufzuhalten, nach Steinen. Hier kam ich an der Kapelle vorbei, welche am Wege und auf der Stelle erbaut wurde, wo einst Werner Stauffachers Haus stand. Wieder ein merkwürdiger Ort, eine heilige Stelle, wo einst der redliche, freiheitsliebende Werner wohnte. Ein Ölgemälde auf der Wand über der Türe stellt die Auftritte zwischen Stauffacher, seiner Frau und dem Landvogt Geißler bei dem neuerrichteten Hause Stauffachers vor. Folgender Vers neben dem Gemälde dient zur Erklärung des Zweckes dieser Kapelle: „Hier ist zu sehen, wo Stauffacher gebaut sein Haus, 1306 ist es gewesen, da Geißler sein Rach geübet aus, Margrita die treue hat die Andung geschmerzet sehr, wolt sich mit Fürst und Arnold beraten und andere Freunde mehr, von da fängt an die Freiheit zu leben, So unsere Vätter gebracht zu wagen, (127) und wir genießen dieselbe in Fried und Ruh, Söhne seyete dankbar und schauet wohl darzu.“

Am Ende des Dorfes Steinen steigt der Weg gegen Sattel und Rothenthurm zu. Mit zerrissenem Herzen sah ich hier in der Nähe den zwei Stunden langen und eine halbe Stunde breiten Schutthaufen, welcher vor sieben Jahren die Dörfer Goldan und Lauwertz bedeckte und 500 Menschen das Leben raubte.<sup>31</sup> Der kleine Teil des Lauwertzer Sees, der hier zurückblieb, bespült den jetzt begrastten Schutt. Rechts steht noch die Hälfte des eingestürzten Berges, welcher aus lockerem Grunde besteht und deswegen, wie man glaubt, zusammenstürzte. Fünfhundert Menschen! In einem Augenblicke tot! Und dies ihr großes Grab! Trauriger Ort! Herzerreißende Stelle! – Ich weilte nicht lange und eilte bergauf über Sattel auf Rothenthurm zu, wo ich gegen sechs Uhr ankam. Zwischen Sattel und Rothenthurm sah ich die schönste Schweizerkirche von schwarzgrauer dunkler Farbe. Hier werden die besten Schweizerkäse gemacht und nach allen Gegenden hin verschickt. In diesem Dorfe ist Jahrmarkt und alles ist in

---

<sup>31</sup> Bei dem Bergsturz von Goldau (sic!) am 2. September 1806 begrub eine Flanke des Rossbergs zwei Dörfer. 457 Menschen kamen hierbei ums Leben.

vollem Jubel und in Freude. Fürchterlich lärmten und sangen die Bauern in der Wirtsstube, in der ich saß, denn sie freuten sich des Jahr- (128) markts und leeren manches Fläschchen. Ich habe mich jedoch durch sie nicht stören lassen, sondern, wie ich jetzt erst sehe, viel geschrieben. Viele Bauern gafften mich stierend an und sprachen lobend von meinem schnellen Schreiben. Ich bin des Schreibens aber jetzt müde und will mich zu ihnen setzen, in ihre tobende Mitte.

Stäfä, am Zürcher See, den 21ten Abends (In der Krone)

Den alten Mann auf dem Rütli kann ich noch immer nicht vergessen. Ich habe heute auf dem Wege immer mit ihm zu schaffen gehabt und konnte mir sein Betragen lange nicht erklären. Zwei Parteien stellten sich in mir streng gegeneinander auf, die eine für ihn, die andere gegen ihn. Die erste erklärte ihn für bieder, treuherzig zuvorkommend, für einen ehrlichen armen Alten, die andere sprach ihm die Reinheit aller dieser Eigenschaften geradezu ab und erklärte sein ganzes Benehmen für eigennützig und bettlerisch. Hier sollte ich nun, der ich selbst Ankläger und Verteidiger war, auch als Mittelsperson dazwischen treten und den schiedsrichterlichen Ausspruch tun. Anfangs verteidigte ich den biedereren Mann mit allem Eifer und erklärte ihn mit Freuden für einen solchen und umso schwerer wurde mir hernach der Kampf, diese Partei wieder zu verlassen und anklagend zu dem andern überzugehen. Dieser Übergang wurde mir schwer und tat mir wehe, denn der Mann und seine herzlichen Worte hatten mich gerührt und ich hatte mich innigst gefreut, einen so biedereren treuherzigen Mann zu finden. Für einen solchen hielt ich ihn auch noch ohne Widerrede, als ich das Grütli verließ, und nun mußte ich mich durch reiferes Überlegen endlich dahingebracht sehen, gegen ihn aufzustehen und mich für getäuscht und ihn für einen eigennützig Bettler zu erklären. Beschämt sah ich mich endlich so weit gebracht, dass ich unmöglich mehr ausweichen konnte. Wie gerne hätte ich ihn ferner verteidigt, wie gerne ihn als einen ehrlichen gutherzigen Schweizer geschützt und geliebt, allein ich konnte nicht anders, ich sah nun vieles dunkeln, das ich, während ich bei ihm war, nicht bemerkt hatte, denn ich befand mich in einer süßen Täuschung und war durch seinen herzlichen Gruß gerührt. Jetzt aber fing diese Rührung an nachzulassen und auch die Täuschung sah ich ungern verschwinden. Da ich nun kälter über sein Betragen nachgedacht hatte, erschien mir der Eigennutz als die einzige Triebfeder seines Benehmens und seines wortreichen Schmeichelns. Fürwahr der Bauer hat sich meisterhaft geübt, die Reisenden zu täuschen und ihnen mit überfließenden (130) Worten, sogar mit Tränen, Geld abzulocken; denn war nicht alles, sein herzliches Bedauern, seine wortreich ausgedrückte Freude, sein freundliches Zuvorkommen, war nicht dies alles darauf abgesehen, um einige Batzen zu erhaschen? Wie froh geschäftig war er nicht, mich zu dem Brunnen zu führen? Allein wie bald war er auch nicht mit Klagen über seine Armut, mit der Bitte um einen Batzen da? Wie innig war nicht sein Dank, sein Händeküssen, seine Lobeserhebungen und seine Glückwünsche, als ich ihm einige Batzen gegeben hatte? Wie plötzlich war nicht der Übergang davon zu einer bitteren Beschwerde über die Straßburger, von denen er sagte, dass sie ihm so wenig gegeben hätten? Ein Beweis, dass das Geld seine Gedanken beschäftigte und dass nur das Verlangen danach seine Zunge bewegte; wie hätte er sonst in einem Atem von dem feurigsten Dank zu der bittersten Beschwerde über Anderer Kargheit übergehen können? Kaum hatte sein Mädchen die Verse ausgesprochen, so bat er schon wieder um einige Batzen und floss dann wieder ebenso von Dank über, als dasselbe er erhalten hatte. So weit hatte der Mann es durch lange Übung gebracht, dass ihm der Ausdruck der reinsten Gefühle zu Gebote stand, wenn (131) er die Aussicht auf ein Paar Batzen hatte. Es tut mir bitter wehe, dass ich dieses Urteil über diesen Mann aussprechen muss, nicht allein deswegen, dass ich meine Täuschung beschämt einsehen musste, sondern vorzüglich, weil ich mich darüber freute, einen so biedereren Mann von so schlichten, natürlichen Sitten gefunden zu haben und an einem so schönen teuren Orte einen so würdigen Bewohner zu finden. Möchte ich falsch geurteilt haben. Wie froh wäre ich des doppelten Irrtums, allein sein Eigennutz steht zwischen mir und ihm und lässt mich nichts anderes in ihm erkennen als den kriechenden Bettler. Scharf ist mein Urteil über ihn; wollte

Gott! es wäre grundfalsch. Ich hätte alsdann einen biedereren Mann kennengelernt und würde mich herzlich darüber freuen. Gerne halte ich ihn auch jetzt noch für einen gesetzmäßig ehrlichen Mann, allein welchen Schatten wirft nicht diese dunkle Seite über ihn.

Als ich gestern Abend mit meinem Tagebuch fertig war, setzte ich mich zu den lustigen Bauern, bis mein Nachtessen mir gebracht wurde, und ließ mir viel von ihren Kühen und ihrem Käsmachen erzählen. Ein alter Schweizer Offizier gesellte sich hernach zu mir und erzählte mir manches Soldatenstückchen. Er trank wacker drauf los, bis allmählich (132) seine Zunge schwerer und schwerer wurde. Als er sah, dass ich essen wollte, brach er seine Erzählung ab. Es war schon spät, als ich zu Nacht gegessen hatte und ich beehrte zu Bette zu gehen. Der Wirt war sehr schlecht mit Betten versehen. In einer schlechten Kammer auf einem Strohsack und unter einem Deckbette schlief ich indessen herrlich. Als ich heute morgen um sechs Uhr abreisen wollte, musste ich lange poltern, bis die Wirtin ihr Bett verließ. In der Wirtsstube lag der alte Offizier, mit dem ich gestern Abend mich unterhielt, auf dem Tisch auf dem Bauche und verschlief, schwer atmend und schnarchend, sein gestriges Räuschchen. In der Wirtsstube war alles von gestern her noch in solcher Unordnung, dass ich sogleich wegging, nachdem ich meine Zeche bezahlt hatte. Gegen Rothenthurm über liegt das Schlachtfeld bei Morgarten.

Man hatte mir gesagt, ich könne auf der breiten Landstraße Einsiedeln nicht verfehlen, und ich ging also, ohne weiter nachzufragen, darauf fort. In dem ersten Dorfe sah ich, was ich noch nie gesehen hatte, eine alte siebzigjährige Frau, welche mit einer ganz kurzen Tonpfeife tapfer darauf los schmauchte, indem sie an einem Brunnen Kartoffeln wusch. Verwundert blieb ich stehen und sah (133) die Frau an, die mit ihrem entzahnten Mund die Pfeife hielt und dicke Wolken von Dampf vor sich her blies. Ich kam noch durch einige Dörfer und glaubte immer auf der Straße nach Einsiedeln zu sein. Aber als ich nun in ein Tal kam, sah ich auf einmal, dass ich nahe bei Richterswyl am Zürchersee war. Ich war zwei Stunden von dem Wege nach Einsiedeln entfernt und ein Bauer, der mir begegnete, wies mich wieder zurecht. Ich wollte das berühmte Einsiedeln nicht gerne ungesehen lassen und kehrte also um. Die Gegend von Rothenburg und den Dörfern, durch welche ich heute kam, liegt hoch im Gebirge, allein die Berge selbst, welche zunächst dabei sind, sind nicht sehr hoch und steil und bieten auf grünen Abhängen den schönen Herden fettes Gras zum Futter dar. Auch hier herrscht große Freiheitsliebe und eine ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit an die Stifter und Gründer der Schweizer Freiheit. Mut und unvertilgbarer Freiheitssinn wohnt hier am reinsten und feurigsten in den sogenannten kleinen Kantonen Uri, Schwytz und Unterwalden, von denen die Freiheit ausging.

Um elf Uhr kam ich in dem Tal und in der Waldstatt Einsiedeln an, wo ich schon um acht Uhr hätte sein können. Es war mir ein angenehmer Anblick, als ich zuerst von der Landstraße aus, vom (134) Berge herab, das artig gebaute Städtchen Einsiedeln in seinem Tale, welches auf dem Berge zwischen höheren Bergen liegt, erblickte. Als ich in einem Wirtshause nahe beim Kloster etwas gegessen hatte, besah ich die herrliche, über alle Beschreibung schöne Klosterkirche. Ungemein wurde ich überrascht bei dem Eintritt in das prächtige Gebäude. Nahe bei dem Eingange bietet sich der geschmackvolle, von Marmorsäulen erbaute Altar dar, mit der wundertätigen Maria, aus deren kohlschwarzem Gesicht man auf eine afrikanische Herkunft schließen sollte. Sie trägt, wie das ebenfalls schwarze Jesuskind, ein reich mit Gold gesticktes Kleid und hält in der rechten Hand einen goldenen Scepter. An der Decke, den Pfeilern und Seitenwänden ist die ganze Geschichte Jesu in den prächtigsten Gemälden auf der Gipswand vorgestellt. Mitten in dem Gemälde, welches die Geburt Christi vorstellt, erblickt man hoch in der Kuppel des Turms ein Gottesbild, gleichsam vom Himmel herabsehend. Ringsum in der Kirche stehen elf prunkvolle Altäre, auf deren jedem die Gebeine irgend eines heiligen Märtyrers liegen. Die Schädel derselben sind so wie der ganze Körper mit goldgestickter Seide überzogen. Augen, Mund und Nase mit Goldblättchen hineingestickt. Jeder hat einen stählernen blanken Degen in der mit einem Handschuh ver- (135) füllten linken Hand, zur Bezeichnung des Märtyrertums. Prächtige Statuen von Heiligen, Engeln usw. sieht man auf

allen Altären, unter der Kanzel, den Orgeln und an den herrlichen Pfeilern von Marmor. Das Gitter, welches den Chor verschließt, ist mit einem rotsamtenen Vorhänge überdeckt, so dass man die schönen Gemälde auf dem Chor nur halb von ferne und den Altar gar nicht sehen kann. Ich hörte die Mönche auf dem Chor, welche ihre Mittagsandacht, in tiefem Basse singend, hielten.

Dieses Marienbild ist nächst dem von Loretto das besuchteste. Vor dem Hauptaltare lagen mehrere andächtige Pilger mit ausgereckten Armen. An den Wänden sah ich eine Menge Tafeln und Gemälde ex voto. Ich habe noch keine so prächtige Kirche als diese gesehen. Ihre Kostbarkeiten setzen in Erstaunen. Vor der Kirche steht ein sehr schöner Brunnen mit 14 laufenden Röhren, aus welchen allen jeder Pilger trinkt. Auf dem Brunnen steht ebenfalls ein Bild der Maria. An beiden Seiten der Treppe, welche zur Kirche hinaufführt, stehen viele Buden, in welchen Rosenkränze, Abbildungen der Kirche und der hiesigen Madonna und dergleichen feilgeboten werden. – Um Mittag ging ich von Einsiedeln auf Rapperswyl zu, und kam auf diesem Wege über (136) eine ziemlich schöne, von blauem Quader erbaute Brücke, welche man, ich weiß nicht, aus welcher Ursache, die Teufelsbrücke nennt. Nach 1 1/2 Stunden kam ich auf die Höhe des Egel, wo sich mir auf einmal eine der schönsten Aussichten über den sechs Stunden langen Zürcher See, die vielen Dörfer und zierlich gebauten Flecken, die Weinberge und Gehölze am jenseitigen Ufer darbot. Rapperswyl, in den klaren Wellen des Sees sich spiegelnd, gewährt hier einen malerischen Anblick durch seine hohe Lage und seine Türme.

Nach einer Stunde kam ich zu der stehenden hölzernen Brücke, welche über den See nach Rapperswyl führt. Die Brücke ist 1800 Schritte lang, ohne Geländer, und mit unbefestigten Brettern belegt, aber so breit, dass wohl ein Wagen hinüberfahren könnte. In Rapperswyl (Kanton Sankt Gallen) trank ich einen Schoppen Wein und kam dann auf einem sehr angenehmen Wege durch Weinberge und Obstgärten hierhin. Manche schöne Aussicht über den See bot sich mir dar.

Zürich, den 22ten Abends (Im Schwert)

Heute morgen um sechs Uhr reiste ich von Stäfä ab, wo ich in einem recht guten Wirtshaus war. Es hatte die ganze Nacht geregnet. Kaum hatte ich mich heute auf den Weg begeben, als es schon wie- (137) der anfang und mich eine Stunde lang benetzte. Endlich brach die Sonne hervor und nun konnte ich mich erst des schönen Weges freuen, auf dem ich ging, und der herrlichsten Aussichten, die sich mir darboten. Dieser Weg ist einer der schönsten in der Schweiz. Wie durch einen künstlich angelegten großen Garten führt die Landstraße durch Reben und Baumgärten, an vielen Landhäusern vorbei. Zur Linken liegt nahe der See, dessen jenseitiges Ufer dem Auge schöne Weinberge, niedliche Dörfer und Flecken darbietet. Fast in jeder Viertelstunde kommt man auf diesem Wege durch ein Dorf. Um 10 Uhr kam ich hier an und kehrte in dem äußerst glänzenden Gasthof zum Schwert, dem schönsten Wirtshause in der Schweiz und einem der ersten Deutschlands, ein.<sup>32</sup>

Niedriger neigen sich hier die Berge zu Rebhügeln allmählich herab, und nur die weite Ferne zeigt mir noch die Hochalpen und Gletscher. Das Ende meiner Schweizerreise naht und nur noch der Rheinfall erwartet mich. So werde ich es dann schon wieder verlassen, das herrliche, unvergleichliche Land, nach dem ich mich so voll Verlangen sehnte. Aber hat es denn auch meinen Entsprechungen (sic! Erwartungen?) entsprochen, hat es auch mein Verlangen gestillt und mir (138) das gezeigt, was ich zu sehen hoffte? Mit welchen großen, überaus großen Erwartungen und Forderungen betrat ich die Schweiz! Alles Große und Schöne, alles Erhabene und Entzückende, was die Natur in ganz Europa darbietet und was sie nicht darbietet, dies alles

---

<sup>32</sup> Das Haus zum Schwert am Züricher Weinplatz war im 18. Jahrhundert unter der Leitung der Gastwirtsfamilie Ott der kulturelle Mittelpunkt Zürichs mit zahlreichen prominenten Gästen.

suchte ich vereinigt und verbunden in der Schweiz und ich habe es gefunden. Groß und hochgespannt waren die Erwartungen, mit denen ich kam, die Bilder und Vorstellungen von den Schönheiten und den Schrecken der Natur, die ich mir formte und bildete, und diese alle, alle wurden erfüllt und verwirklicht. Doch nein – wie weit, wie weit blieben meine Vorstellungen hinter der Wirklichkeit zurück. Wie hätte ich suchen können, was ich fand? Wie kann der die Schweiz sich vorstellen, der sie nie sah? Denke dir einen Himmel, Bewohner der Erde, der du in den Himmel sahst, wie kannst du den Himmel dir denken? Denke dir die Alpen, die das Gewölbe des Himmels tragen, du, der du nur niedrige Berge und ebene Flächen kennest, wie kannst du den Gletscher dir vorstellen, dessen ewiges Eis in tausendzackigen Pyramiden sich hoch über die Wolken zu den höhern Luftregionen erhebt, du, der nie anderes Eis als auf dem gefrorenen Bache sahst? Wie hätte ich mir solche Größe vor- (139) stellen können? Ich glaubte zu viel zu fordern, als ich kam, und nun, wie klein, wie klein erschienen mir meine Erwartungen. Was ich nie zu sehen ahnden konnte, das habe ich gesehen, Gefühle, die ich nie gekannt, wurden in mir wach und hoben meinen Geist empor, denn ich wandelte in der Schweiz, in dem Mutterlande der unerreichbaren Natur, ich bestieg den Pfad der hohen Alpen und wandelte in den lieblichen Tälern, in welchen die Ströme von den Bergen wie vom Himmel herab rauschen. Du hast mich nicht getäuscht, große, reiche Natur, du gabst mir tausendfältig, was ich von dir forderte, du gabst und zeigtest mir, woran ich nie gedacht und was ich nie geahnet.

Doch daran bist du nicht schuld, große, gütige Natur, das habt ihr nicht verschuldet, ihr hohen Alpen und ihr lieblichen Täler, dass ich die Menschen nicht fand, die ich suchte. Was hätte mich auch zu solch übertriebenen Forderungen berechtigt? Mit welchen schönen Hoffnungen eilte ich den Tälern der Hirten zu? Wie schlug mein Herz diesen Tälern entgegen! Wie brannte ich vor Verlangen, sie zu betreten! Da hoffte ich das Land der heitern und unverdorbenen Unschuld zu finden, bei den harmlosen Hirten, da dachte ich mir noch das Paradies. Da wollte ich weilen, (140) bei einem kindlich gesinnten Volke, das rein und unentweihet in seinem eigenen Busen den Himmel trüge und stillzufrieden mit seinen Herden und seinen grünen Weiden nicht trachtete nach den trüglichen Gütern der Erde. Mit ihm wollte ich ruhen in kleiner bescheidener Hütte, und an dem kleinen Herde des ländlichen Mahles mich freuen, durch Unschuld und Einfalt gewürzt, mit den Hirtenknaben wollte ich ruhen unter beschattenden Bäumen, beim Geläute der Herdenglocken, und mich erquicken an dem Anblick der heiteren Mienen und den Unschuld strahlenden Augen, mit ihnen die Täler durchwallen und gut und unschuldig sein wie sie. O! wie freute ich mich auf die Stunden, die mir bei ihnen verfliegen würden!

Aber ich forderte zu viel. Die Unschuld ist von der Erde gewichen und lebt nur noch im Ideal. Wie konnte ich Unschuld suchen, wo Menschen sind? Nicht die Menschen klage ich an, dass sie nicht waren, nicht leisteten, was ich von ihnen forderte, mich selbst klage ich an, dass ich forderte, was sie nicht sein, nicht leisten können. Der Geist des Eigennutzes und der Gewinnsucht, der Dämon der Lust, treibt sich auf der Erde herum und ist auch in die friedlichen Alpentäler eingedrungen und herrscht auch da (141) mit Gewalt. Die Schönheit ihrer Natur hat ihn angezogen und über die unschuldigen Herzen ihrer Bewohner fiel sein fangendes Netz. Geld und Gold hat sie betört und Geldgier und Gewinnsucht erniedrigte die frommen Hirten zu kriechenden Bettlern. An diesem Faden flattern sie herum, so lange ihre Alpen Alpen bleiben und ihre Täler schön sind, so lange in der Schweiz die Schönheiten der Natur sich vereinigt finden, und so lange Reisende die Schönheiten suchen werden. Da liegen sie nun, meine schönen Hoffnungen und Ideale; sie blieben unerfüllt und unerreicht. Beschämt und wehmütig schreibe ich es nieder. Die Unschuld lebt mir noch im Ideale, wo Menschen wohnen, weilt die Unschuld nicht.

Abends

Außer dem prächtigen Gasthofs und den Gästen an der großen Table d'hôte habe ich hier nicht viel gesehen. Ich saß da unter Grafen, Baronen und dergleichen, um die ich mich eben so



wenig bekümmerte als sie nach dem reisenden Studenten mit dem alten, zerrissenen Rocke fragten. Bei der prachtvollen Tafel vergnügte mich nichts mehr als die schöne Tafelmusik hinter dem Transparent im Nebenzimmer und die Munterkeit des Wirtes; in dem großen Speisesaal (142) nichts mehr als die herrliche Aussicht von 20 Stunden über den Zürcher See nach den Gletschern und Alpen des Oberlandes.

Gleich nach Mittag besuchte ich den Schützenplatz, einen sehr angenehmen Spaziergang an der Limmath, wo das schöne Denkmal Salomon Geßners<sup>33</sup> von grauem Marmor steht. Die Luft war kalt und es fing an zu regnen, deswegen ging ich nach einem kurzen Aufenthalte zurück und besah, so viel es mir der Regen, der auch jetzt noch anhält, erlaubte, die Straßen und schönen Gebäude der Stadt. Das Rathaus ist sehr schön. Mitten in der Limmath an ihrem Ausfluss aus dem See liegt der Turm Wellenberg. Übrigens gefällt mir die alte Stadt nicht sehr, was auch wohl von dem trüben Wetter herrühren mag, welches mir die Lust benimmt auszugehen und Merkwürdigkeiten zu sehen. An den vielen Folianten der Stadtbibliothek in der Wasserkirche<sup>34</sup> weiß ich nicht viel zu sehen. Es kostet ein Paar Stunden Zeit und Arbeit, bis man hineinkommt und dazu war es mir schon zu spät. Ich war schon im Begriff, Geßnern<sup>35</sup>, den Schwiegersohn Lavaters und den würdigen Antisten Heß<sup>36</sup> zu besuchen, allein mein Alter und von der Reise schmutziger (143) Anzug hielt mich wieder zurück. Ungern sehe ich mich des Vergnügens beraubt, diese Männer zu besuchen.

Bei Tische lernte ich heute einen jungen Frankfurter namens Garkoch kennen. Er logiert neben mir. Als ich ihn heute Abend auf seinem Zimmer singen hörte, ging ich zu ihm, um mit ihm zu plaudern. Er conditioniert in Lausanne und hat mit zwei Sachsen die Schweiz und einen Teil von Italien bereist. Er erzählte mir mehreres von seiner Reise. Ganz zufällig sagte er, er habe in Altorf gehört, auf dem Gotthard seien drei reisende Studenten mit drei Hunden von einer Lawine überdeckt worden. Welch ein Schrecken für mich! Esch, Meyer und van Velsen gingen, jeder mit einem Hunde, in die Schweiz und wollten über den Gotthard. Wenn es wahr wäre? Lange sehe ich weiteren Nachrichten von ihnen entgegen und zittere, die Bestätigung zu hören. Möchte es ein bloßes Gerücht, möchten sie wenigstens nicht begraben sein.

Tuttlingen, im Württembergischen, den 24ten Abends (In den drei Kronen)

Gestern morgen nach sechs Uhr reiste ich von (144) Zürich ab. Nach fünf Stunden kam ich in Eglisan an, wo ich über eine prächtige gedeckte Brücke über den Rhein ging. Der Fluss ist hier nicht breit, aber reißend und dabei tief. Durch sein klares, dunkelgrün scheinendes Wasser hindurch sieht man auf den Grund. Bei Rheinau ging ich wieder über eine solche Brücke auf das linke Rheinufer. Eine schöne Abtei liegt hier wie eine Insel im Rhein, welcher sie beinahe ganz umfließt. Auf einem sehr angenehmen Wege ging ich am Ufer des Flusses hinauf, welcher hier schon nach verbrauchter Jugendhitze ruhig deutsch zwischen hohen grünen Ufern dahinfließt. Ich erfreute mich des Anblicks des vaterländischen Rheins, dessen Ufer hier ziemlich steil und bis an das Wasser mit Gras bewachsen und von lieblichen Gesträuchen beschattet sind. Als ich dem Schloss Lauffen mich näherte, hörte ich immer deutlicher das donnernde Brausen des stürzenden Wassers. Vor dem Tore des Schlosses, welches von einem Pächter bewohnt wird und auf dem linken Ufer gerade über dem Rheinfall liegt, führen Stufen durch einen Obstgarten zu dem Gerüste hinunter, welches dicht neben (145) dem Falle errichtet ist und die Fischez genannt wird. Die Mütze über die Augen gedrückt, sprang ich voll

---

<sup>33</sup> Salomon Geßner (1730-1788) war ein Schweizer Dichter und Grafiker, u. a. gründete er 1780 die Zürcher Zeitung. Das patriotische Denkmal von 1793 zählt zu den ersten seiner Art in der Schweiz.

<sup>34</sup> Die Wasserkirche war 1634-1917 Sitz der „Gemeinen Bürger-Bücherei“.

<sup>35</sup> Georg Geßner (1765-1843), seit 1799 Pfarrer am Fraumünster

<sup>36</sup> Jakob Heß (1741-1828), seit 1795 Antistes der reformierten Kirche in Zürich

unruhiger, gespannter Erwartung die Stufen hinunter, kam auf die Fischez und stand vor dem Rheinfall!!!

Zermalmend ist der Eindruck dieses großen Naturschauspiels, des größten Wasserfalles in Europa. Ich hatte den besten Weg hierhin gewählt, um den Fall von der günstigsten Seite zuerst zu sehen. Auf der Fischez ist der wahre Standpunkt für diese allmächtige Naturscene und für die fast zermalmende Überraschung des ersten Eindrucks. Fürchterlich ist der Donner des stürzenden Wassers und übertönt die menschliche Stimme. Von dem Schlossberge bis zum gegenüber liegenden Hügel von Neuhausen ragen gerade an der Linie, wo der Rhein zu stürzen beginnt, mehrere Felstrümmer hervor, so dass der Fluss in fünf Teile geteilt wird. Von der Fischez sieht man nur die drei höchsten und nächsten, 200 Fuß entfernt erhebt sich der erste Fels von eigener Gestalt, mit dünnem Hals und dickem, rundum von grünem Gesträuch beschattetem Kopf. In der Halsgegend hat das Prellen des Stromes ein ovales Loch gegraben, durch welches ein Wogenguss wütend durchschäumt. Zwischen diesem Fall und dem (146) Schlossberge, gerade an der Fischez, bildet der Rhein seinen Hauptsturz, dessen Höhe bei niedrigem Wasser 50-60 Fuß, bei hohem Wasser aber 80 Fuß beträgt. Von dem ersten Felsen steht in einer Entfernung von 50 Fuß ein zweiter und auf diesen folgt ein dritter, der viel niedriger als die beiden ersten ist; weiter sieht man von der Fischez nicht. Eine der Schönheiten dieses Falls sind die seladongrünen Streifen, die sich in dem herabstürzenden Schauer zeigen und die man in keinem anderen Wasserfalle sieht. Auf dem mittelsten der fünf Felsen steht die Figur eines geharnischten Schweizers.

Lange Zeit hätte ich da gestanden, zermalmt und ergriffen von der unbeschreiblichen Scene des Rheinsturzes. Als ich mich umdrehte, sah ich zwei junge Männer hinter mir stehen, welche ich, als ich auf die Fischez kam, nicht bemerkt hatte, obgleich sie schon da standen. Der eine von ihnen sagte mir nun, er habe mich in meiner Überraschung und meinem Anstaunen nicht stören wollen, allein er habe sich gefreut, an meinem Stock und meiner Kleidung in mir einen Studenten zu erkennen. Ich erfuhr nun, dass diese beiden jungen Männer Grafen von Hopffgarten aus (147) Sachsen waren und dass sie mit jenem Frankfurter, den ich in Zürich kennen lernte, die Schweiz bereist hatten. Sie hatten in Leipzig und Jena Cameralia studiert; ich freute mich ebenfalls, in ihnen alte Studenten kennen zu lernen und nahm das Anerbieten ihrer Gesellschaft gerne an.

Wir standen noch eine Weile zusammen auf der Fischez und ließen uns dann nahe unter dem Rheinfall über den Fluss setzen. Dieses konnte ohne alle Gefahr geschehen, nur mussten wir uns ruhig verhalten, weil der Nachen stark schwankte. Während dem Überfahren konnten wir die ganze Größe des Falles übersehen. Als wir auf dem rechten Ufer angekommen waren, staunten wir noch lange, auf einer Bank ruhend, den mächtigen Rheinfall an und das wirbelnde, schäumende Wogen seiner Wellen. Ich ging dann allein in das Haus, welches auf einer Insel, dem Falle gerade gegenüber liegt, um ihn in der Camera obscura zu sehen. Prächtig zeigte er sich hier auf dem Papier. Der Rheinfall allein war noch von der Sonne beleuchtet und seine Umgebungen lagen im Schatten. Diese günstige Wirkung des Lichts (148) zeigte ihn und den Regenbogen in ihm ganz vortrefflich. Bei dem Eigentümer der Camera obscura, einem Maler und Kupferstecher, kaufte ich für 12 Batzen einen Kupferstich, welcher den Rheinfall vorstellt und nach der Camera obscura gezeichnet ist. Als ich wieder zurückgekommen war, brachen wir auf; ich ging mit den beiden Herren von Hopffgarten in angenehmer Unterhaltung nach Schaffhausen und kehrte mit ihnen im Schiff ein, wo sie schon früher eingekehrt waren. Sehr schnell und angenehm verging mir im Gespräch mit ihnen der Abend, den wir teils auf der schönen Rheinbrücke in der Stadt, teils im Wirtshause miteinander zubrachten. Diese Bekanntschaft und ihre muntere Unterhaltung machte mir viel Vergnügen und wir blieben noch lange beieinander sitzen. Von Schaffhausen weiß ich weiter nichts, als dass es eine ziemlich artig gebaute Stadt ist.

Mit den beiden angenehm unterhaltenden sächsischen Grafen frühstückte ich heute morgen und reiste dann um acht Uhr ab. Es war nebelig und kalt, aber bald ging ein prächtiger Tag aus dem nebel hervor. Auf einem angenehmen Spazier- (149) gange kam ich in einer Stunde nach Habelingen. Hinter diesem Dorfe verließ ich die Landstraße und betrat einen kleineren Fußweg, welcher mich bald durchs Tal, bald über niedere Hügel durch Weinberge und angenehme Gehölze nach Engen führte. Eine Stunde hinter Engen verließ ich die Landstraße wieder und kam auf einem ähnlichen Wege wie zuvor bald durch Wald, bald über kahle Hügel. Auf einem der letzteren hatte ich eine herrliche Aussicht. Ich erblickte die hohen Alpen und Gletscher, sowohl der Schweiz als von Tyrol in der weiten Ferne im Abendsonnenschein. Sehr deutlich sah ich den Zeller und Bodensee vor mir, von Dörfern, Hügeln und Schlössern auf denselben umgeben. Hier nahm ich nochmals Abschied von der Schweiz, die ich schon heute Morgen verließ.

So wäre denn nun meine interessante, obgleich kleine Schweizerreise schon zu Ende, würdig beschlossen durch den Anblick des Rheinfalls. Auf einem kahlen Berge nahe bei Tuttlingen sah ich heute Abend die Ruinen eines sehr großen, im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses. (150) Ich war heute schon in drei verschiedenen Ländern. In Schaffhausen betrat ich die Schweiz, bei Engen das Großherzogtum Baden und bin jetzt im Königreich Württemberg.

Tübingen, den 27sten

Den folgenden Morgen setzte ich meine Reise nach Tübingen fort und kam abends in Balingen an, welches ich folgenden Morgen am 26sten September verließ. Der letzte Tag meiner Reise war nun angebrochen. Über Hohenzollern-Hechingen ging ich raschen Schrittes auf Tübingen zu. Bei dem ersten Anblick der Stadt wurde mir wohl und wehe, denn ich freute mich, die Stadt zu sehen und das angenehme Tal, in dem ich ein Jahr zuzubringen willens bin, und ich zitterte vor dem Eintritte in Tübingen, weil ich nichts anders erwartete, als dass man mich fragen würde, wo sind Esch, Meyer und van Velsen? Und ich sollte nun die Todesnachricht bringen und sagen: Sie liegen auf dem Gotthard unter einer Lawine begraben. Banger Ahndungen voll kam ich um zwei Uhr an und kehrte in der (151) mir bestellten Wohnung bei der Amtsschreiberin Kegel in ein. Als ich in Philipps Stube eintrat, sprangen Esch und Meyer mir froh entgegen. Froh umarmte ich sie, die ich schon tot geglaubt hatte und gab ihnen Nachricht von dem Gerücht von dem jämmerlichen Tode dreier Studenten mit drei Hunden. Ein Spaziergang und ein lustiger Abend feierten nun das Ende meiner Reise und meine glückliche Ankunft.